

Heydorn, Heinz-Joachim

Werke 9. Literarische Arbeiten. Gedichte - Nachdichtungen - Prosa - Aphorismen

Vaduz : Topos Verlag AG 1999, 343 S.



Quellenangabe/ Reference:

Heydorn, Heinz-Joachim: Werke 9. Literarische Arbeiten. Gedichte - Nachdichtungen - Prosa - Aphorismen. Vaduz : Topos Verlag AG 1999, 343 S. - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-354773 - DOI: 10.25656/01:35477

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-354773>

<https://doi.org/10.25656/01:35477>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.

This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Heinz-Joachim Heydorn
Werke

Literarische Arbeiten

Band 9

Gedichte – Nachdichtungen – Prosa – Aphorismen

Heinz-Joachim Heydorn

Werke

Literarische Arbeiten

Heinz-Joachim Heydorn Werke

Herausgegeben von Irmgard Heydorn
Hartmut Kappner, Gernot Koneffke und Edgar Weick

Band 9

Literarische Arbeiten

Gedichte – Nachdichtungen – Prosa – Aphorismen

Bearbeitet von Mirjam Heydorn und Jan Koneffke

Topos Verlag

Heydorn, Heinz-Joachim:

Werke / Heinz-Joachim Heydorn. Hrsg. von Irmgard Heydorn ... –
Vaduz, Liechtenstein : Topos Verl.

Bd. 9 : Literarische Arbeiten. Gedichte – Nachdichtungen – Prosa –
Aphorismen / bearb. von Mirjam Heydorn und Jan Koneffke. –
1999

ISBN 3-289-00678-6

© Topos Verlag AG, Vaduz, Liechtenstein 1999

Alle Rechte vorbehalten

Satz: Topos Verlag AG, Vaduz

Druck: Graphischer Betrieb Dietmar Beikler, Oestrich-Winkel

Printed in Germany

Inhalt

I.	„Mythos und Untergang“ – Gedichtzyklus aus dem Nachlaß	I
II.	Gedichte aus dem Nachlaß (1942–1971)	31
III.	„Unser Satz endet mit einem Komma“ – Gedichte (1955–1967)	61
IV.	Aphorismen aus dem Kriegstagebuch	115
V.	„Abschied“ (1943/1948)	123
VI.	„Bilder“ – Nachdichtung Richard Aldington (1947)	181
VII.	Nachdichtungen – schwedische und englische Lyrik	287
VIII.	Nachdichtungen – chinesische Lyrik	303
IX.	Editorische Hinweise	325
X.	Inhaltsverzeichnis	337

I. Mythos und Untergang
Gedichtzyklus aus dem Nachlaß

Meine Füße gingen lieber aus der Zeit
(Leonce und Lena)

Lied
(To a woman)

Quälender Tag
den die Dämmerung bricht –
Nächtlicher Tropfenfall

Deine Worte
beugen alles Weh

Stumme Angst
die mein Herz gebiert –
Verwundender Mondakkord

Die Du Dich verschwendest
wie eine Mutter

Totentanz
der die Seele packt –
Stöhnender Herbstwind

Bis Deine Schale
überfließt

*

Schweigende Nacht
die Du
Sehnsucht bist –
Stunde
der Liebenden

greifen die Hände
nach fremden
Ländern

Taumelnder Sonnen
versengenden
Mündern

Ihre purpurnen
Lippen –

*

Die Du
durch meine Nächte gehst
und meine Seele
sanft umfängst –

Du bist der Brunnen
den die Tränen
suchen

Du bist die Erde
die Vergessen
birgt

Du Mutterschoß
der Untergang
empfängt

Flüchtigste
Heimat –

Du
die Du Katze bist
und Traum
zugleich –

*

Nun
da Du von mir gehst
und Nebel fällt –

Ich sage Dank
für diese Stunden

Daß Du mir Mutter warst
und Trost

Des Abends Stille
und Verzeihen

Traumtiefe Heiterkeit

und meine Seele
lag Dir aufgetan

*

Nun
mußt Du gehen –
Es ist vorbei

Ich bin allein
in Welteneinsamkeit

Ein langer Weg
der in das Dunkel mündet

Und kein zurück –

*

Kreis

Gestern noch
Dunkelheit

Fackel heute
die sich verzehrt

Morgen
Vergessen

*

Melodie

Und griff
aus Nächten
in den
Tag

Und trank
das Licht
wie süßen
Wein

Und lächelt
stumm
wie er
den Kahn
besteigt –

*

Trommelschlag
und Trompetenschrei –
Krächzende
Harmonie

Brechen
der Mauern
verhangene
Münder –
Stürzen

Flackern
die Lippen
in Wollust
und Weh –

Uraltes Heimweh
weint
durch die
Nacht

*

Bleiche Stadt
der tausend Lichter –
Sonnengluten
die auf Dich fallen –
Deines gläsernen Mittags
betäubende Stunde – –

Deiner Könige
klingende Verse
sind verstummt
und ihr purpurner Mund
auf immer verschlossen

Ihre ekstatischen Bilder –
Sehnsucht und Untergang
Namenlose Erlösung –

Gurrendes Lachen in den Palästen
Ballspiel und Blumenfeste –
und die Schreie der Sterbenden
auf den Altären –
Das geronnene Blut – –

Quälendes Lachen
der Totengötter

Du leuchtender Quetzalvogel
farbenflammender Kolibri
Du sommertrunkene Sonnenblume –
Deiner verschwendenden Seele
Unschuld und Grausamkeit –

Verlangen und Weh
sind erloschen

Deine traumschweren Lider
schließen sich

Taumelnde Träume
von Ninive –
Stadt der Mauern
Stadt der Türme
Silberne Schwingen
der Bachanale –
Die Du untergingest

Schicksal mit grauen Fängen
Tod

*

Yang-Kuei-Fei

Flötenspiel
und verhallender
Trommelschlag

Lärmende Feste
ersterben in der Nacht –

Du aber hast sie verlassen –
Tschangans nächtliche Gassen
und der Paläste
lichtüberflutete
Drachensäle

Und die Stille
der Gärten
umfängt Dich

Noch hörst Du die Stimme
das heisere Rufen
des trunkenen Kaisers –
Taumel und Schrei

(Wie ihn Dein lüsterndes
Lächeln verwundet)

Rabenkrächzen
zerreißt
die Nacht

Zu Deinen Füßen
verflammende
Blüten

Bald
wird es
Winter sein –

Hinter träumenden Lidern
siehst Du den Tod –
Den Erwartenden

Und Deine schmalen Augenbrauen
zittern

*

Der Kaiser Hui-Dsung spricht:

Sieh –
Meine Reiche brechen
Wie Kalk, wie Mörtel
Wie man Zweige bricht –

Hufegetrampel
Barbarenschrei
Wie eine Welle
Schwillt er heran –
Reiterzug
der die Äcker tritt
Mauern schleift
Städte –

Die grellen Rufe
Wie zerplatzte Trommeln –
Und an den Straßen
Tönt der Totengong

Feuergepeitscht
hetzen glutgelbe Wolken
die Horizonte –
Lodernde Riesendrachen
greifen
nach meinen Ländern

Schwelende Asche
würgt
meine Gärten –
Gestern noch
Blütenduft –
Lotos und Thymian

Unkraut frißt
die
verwirrenden Pfade

Silberne Nacht –
Du betäubende Nacht
In Deinen blutroten Himmeln
weint meine Seele
und Deines Sterbens
jäh aufflammendes Zwielficht
verwundet mich

So sieh
mein Leben an –
Ein welker Traum
Eine gesprungene Glocke
Hängende Weidenblätter

Doch meine Augen
sind glanzgeblendet
Der Schönheit Tiefe
die die Seele trinkt –
O süßer Becher
der Vergessen bindet

Und wie ein Bruder
war ich zu den Dingen –

Rabenkrächzen
und Vogelflug –
Zerfetzte Himmel

Meine Gärten
geplündert

Meine Paläste
zerschlagen

Meine Heere
in Erde gestampft

Häßlichkeit mordet
mit Riesenfängen
das stumme Land -

Meine Kleider
will ich zerreißen –
Plunder und Tand
und zertrümmerte Herrlichkeit –

Schatten
fallen
auf meine Seele –

Ich möchte meine Glieder
von mir werfen
und die Unendlichkeit
der Meere trinken –

Träumen
in stiller Nacht

Lächeln
ohne Begehren

Erde
umfahren –

Schriller Aufschrei
der Kin Barbaren –
Rosse mit dampfenden Nüstern

Ich aber
steige
in einen tiefen Schacht –

*

Eleusis

Süße Musik
aus vergessenen
Ländern

Flüchtige Füße
tanzen den
Reigen

Sinken sie
selig
wesensberauscht

Magische
Fülle
und Untergang

*

Purpurne Nacht
die Du Sterben bist –
Schweigende
Mutter

Ist das Licht
nun erloschen –
und der
sinkenden Sonne
verflammender
Dämmerungstrunk

Schweigen
die dithyrambischen
Stunden

Blassen
die Bilder

Und des Lebens
weher
verwirrender
Fackeltanz –

*

Deiner Alleen
herbstlicher
Flammenzauber –
Du Stadt
blütenbetäubender Duft

Deines einsamen Abends
ertrinken –

Du unendliche
steinerne
Mutter –
Vergessen Du
aus heimatloser Nacht

Deine Kleider
sind in Purpur getaucht
und Deine Augen
gebrochen –

Schatten
sind Deine Mauern –

Giftige Früchte
fallen
von Deinen Bäumen –

Aus den Sielen
spürst Du
Verwesung –

*

Deine zerfetzten Himmel
Du Land –
verdämmernde Horizonte –

Aufgerissen ist Deine Erde –
Blutend aus tausend Wunden
und stumm –

Schwarzer Vögel
krächzend verlangender
unendlicher Vogelflug

In Deinen Städten
hat sich das Lachen gewandelt
und der verachtende Stolz
der Paläste –

Roter Mohn
auf den herbstschweren Feldern –
Wie eine
Fackel –

(Duft und Süße der Erde – – –)

Sieh, Du bereitest Dich
Vergessen
zu trinken –

Tote Riesenvögel
fallen
auf Deine Mauern –

Monotones Sterben
der Stunde –

*

Hämmernde Hufe
Erynnienritt –

Stieben
Stürzen
Ersticken

Schon packen
sie Dich –

Kein Schrei



Da ist
kein Bruder
auf der Welt
der Dich
begreift

Kein Weib
das
Deine
Lider
schließt

Und keine
Heimat
die
Vergessen
spendet

Nur Wind
und
Regen –
Sonnen
Symphonie

Der
bängen
Nächte
Sternen
Einsamkeit

November
Nebel
der
die Felder
deckt

Und tiefe, tote Wasser –

Oh Angst –
Die Du die Welten übersteigst
und mich zerbrichst –
Kein Bild
das Dich erfaßt

In die Unendlichkeit
bist Du gestellt –
In des Schicksals
namenlosen
unsagbaren
Jahreslauf

In Ewigkeiten
bist Du verloren

Wie bist Du stumm –

*

Deine Lider
sind aufgerissen –

Paläste stürzen
und Königsburgen

Der bleichen Leiber
grelle Agonie

Und in den Teichen
sinkt das schwere Blut
auf die goldenen Schuppen –

Fahles Licht
einer Dämmerung –

In den hängenden Gärten
sind die Blüten zerfetzt

Sieh, Babylon ist tot –

*

Spleen

Pansmusik
und Mänadentanz –
Schneidender Flötenton

Wilder Taumel
hat sie gepackt –
Heißes
Begehren

Und des Mittags
zitternde
stille
verschwendende
Stunde

Nun
sinken sie zurück

*

Flimmernder Glanz
dieser Stunden –

Klingen
in Träumen

Flehenden
Flüchtigen
Liedern

Schmerzhaften
Dithyramben

*

Die tote Stadt
ist wie in Blut
getaucht

Wie ein Gespenst
sinkt diese dunkle Wand
zerfließt
zerfällt

Das wehe Fest
der bunten Lichter
ist ausgelöscht –

Taumelnde Stadt
Du sinkende
sterbende

In Lust und Weinen
bist Du gebannt –

Zertetztes Rufen
Klarinettenschrei

II. Gedichte aus dem Nachlaß (1942–1971)

Blitze zerfetzen die trunkene Nacht.

Stille.

Granaten peitschen, –
schluchzend,
schwindsüchtig heiser, dröhnend dumpf,
Erde schütternd.

Oh Süße tausend Untergänge.
Apokalyptischer Jazzakkord.
Ekstatisches Sich-Zerreißen.
Sinken, Sinken.

Taghell sind die Konturen der großen Stadt.
Stunde um Stunde Weinen und
Weh.

Todessehnsucht, tiefer Drang nach Befreiung –

Ursprünge dämmern auf.
Zeit und Raum. – Schatten, Dunst –
Stunde fällt in den Mutterschoß.
Dumpher Wille, unendliches Weltgeheimnis.
Betäubendes Sich-Vereinen.

Wollust schüttelt die Glieder.

Taumelnde Horizonte fallen in die Nacht.
Flammengezüngelt. –

Stille.

Frühlingsduft über späten Städten.

*

Lied des Li Tai Po in der Weinschänke

Ich bin ein Lied
das fremd und schwer
durch alle Gassen klingt –
Bis es verstummt

Bin wie die Erde
voller Dunkelheit
die in Empfangen
sich verschenkt

Und wie der Wind
der aus Vergessen steigend
sich schluchzend aufbäumt
und verrinnt –

*

Lied des Li Tai Po auf der Wanderschaft

Ich bin die Nacht
die einer Mutter gleich
verschwendet
und beschenkt –

Bin eine Welle
die in gellem Taumel
nun jäh sich schüttelnd
in die Tiefe sinkt

Und wie die Ströme
durch die Lande ziehn
verzücktes Klingen
Trommel und Tambourin –

*

Lied des Li Tai Po an den Mond

Denn Du bist weit –
Du bist verbrannt
und ausgelöscht
in weltenferner Nacht

Ich aber bin die Flamme
deren Glut
das Herz
versengt

Mußt Du mich verwunden –
Du meines Leidens
unsagbarer Unterton
in den verlassenen Stunden

*

**Lied des Li Tai Po im Gedenken
an die verlorene Heimat**

Da läuten alle Glocken
sanft wie zum Gebet. –
Wie Traum und Leben
zu einander fanden.

Oh meine Mutter
Deine Schmerzensstunden
Sieh meine Wunden
und verzeih

Nun, da der Abend
durch die Lande geht
und bleich und stumm
ist es zu spät.

*

Dämmerung

Nun fällt die Nacht
auf dieser Gassen Last
die Dich betrübt

Die Stunde flieht
gleich einem Bilderbogen
der seltsam nahe in Dir aufgehoben
in raschem Wechsel
untergeht

Da klingt
die sehnsuchtsmatte Zeit
in nächtlichem Verwehn –
Das graue Licht erlöscht
erstirbt

Und wird ein Lied
das Dich begreift –
Das wie das Meer
so tief
von Schicksal ist

Und dunkler Wiederkehr –

*

Nebel

Der matte Glanz
sinkt auf die feuchte Erde
und ertrinkt

Da schweigt die Stadt
die ihr Gesicht verbirgt
und mit unsagbarer Gebärde
sich in sich kehrt

So stumm ist diese Stunde
und so weltenschwer
wie eine grenzenlose
Wunde

und die Dein Herz
mit Qual betäubt
mit dumpfer Angst
vor einer Ewigkeit
wie ein Ersticken – –

Dann wieder gelbes Leuchten
vor verhängten Blicken
imaginäres Flammen
schwankender Laternen

*

Maria mit dem Kinde

Wie stummes Glück
aus deinem Lächeln
spricht. –

Da nun das blasse Licht
auf deine Wunden
fällt

flammt jäh'her Schmerz
um Dein
Gesicht.

Ahnst Du,
daß dieses Herz
in wachsendem Verzicht

sich schenken muß?
Daß dieses Fleisch,
von einer Ewigkeit berufen,

dann eines schweren
gelben Abends
jene letzten Stufen

gehen muß,
die in den bängsten
aller Gärten führen?

*

Bethlehem

Nun da Du ihn gebarest
und deiner Schmerzen Brennen
das Kleid zerriß –

Wer aber kann ihn nennen
der aus Winternacht
die tiefe Dunkelheit verließ

in dieser Welten Weh
sich zu versenken;
Namenlos und als ein Fremder –

Dann aber sich zu schenken
nackt und bloß
in die blutenden Länder

*

Aufbruch ins Feld

Nun sinkt des Dunkels große Schwinge
auf mein Gesicht –
Und wie ein blasses Licht
aus namenloser Dämmerung
Ein lastendes Gewicht
von heimwehbanger Angst
erschrickt es mich.

Doch daß ich singe
Daß meines Lebens Lied
zum Schicksal werde
Daß es geschieht –
und in Versöhnung
mit der stummen Erde
erflehe ich.

im Felde

*

Poem (aus dem Felde)

Ist nicht ein Bild von Dir
in allen Dingen
die Dich noch tragen müssen
wenn ich nicht mehr bin

Und selbst in diesem Dunkel
noch zu finden
da aller Wesen Schein zerrinnt
wie flüchtige Musik
Daß wir einander hingegeben sind
Ein süßes Wissen –

Und ist in mir
wie Trunkenheit und Sinn

*

Falaise Pocket

Schleimige Cocktails
von Blut und Petroleum
in geronnenen Pfützen

Auf den verdunstenden Leibern
trinken die Fliegen
narkotisch Verwesung

Wie sind die bunten
verwirrenden Stunden
erloschen

Sommer

*

Wang Mang

So tritt er vor sich hin

Er trägt die Robe
wie ein Schaugewand
auf schleppendem Kothurn

Auf seinen starren Lidern
kriecht das Fieber
Er spiegelt sich –

Von draußen keucht Tumult

Nun aber zittert seine Hand
Der Bilder dunkel schweres Band
umschlingt die Dämmerung

Und im Palaste irrt der Würgeschrei

*

Wie alle Lichter dunkler werden –
In die sie die Erynnien winken,
Unendlichkeit, ertrinken sie

Ich bin in Steinen zugemauert
Die blutverklebten Wunden schwären noch
Mein Heimweh irrt und schreit und klopft

Und schreit den Schrecken
in die leeren Stunden

*

Lieder wollen wiederkehren
möchten die Stunde vermehren
die Glück gebär

Wollen immer wieder werden
schwellen, flammen, sinken, sterben
in das winterliche Jahr

*

Nun ist Dein Bild
vergangen und zerstört
Was uns betört
Und wie im Lichte war
Das alle Sehnsucht
in das Schweigen stillt
Ist in die tiefe Nacht gefallen
die Gottes Schwermut vor uns allen
zur Welt gebar.

*

Du bist die Welt
in der sich alles findet
was uns umschlingend aneinanderbindet
was uns am innigsten erhält
ist daß Du wie die Erde bist
Die meine weltverbrannten Lieder
unsagbar schließt.

*

Bald taucht auch Deine Stunde in die Flut
da alles Wachen das Vergessen trinkt
und keine bunte Farbe Dir mehr winkt
kein heißes Sehnen, keine dunkle Glut

Kein Becher, den die Fülle quellend bricht
und keine Sonne die das Land verbrennt –
das stumm und quälend Deinen Namen nennt
kein schmerzumflamptes, wissendes Gesicht

*

Träume I

Flackern wie ein Kandelaber
den ein leiser Wind
bewegt

Banges Greifen nach den blassen
taumelsatten
Ländern

die verborgen sind.
Die seit Urbeginnen
tief mit Dir verwandt –

Seltsamer Duft
von den fremden
Gewändern

*

Träume II

Das ist der Wein
den Deine Sehnsucht
trinkt

Die aller Spiele
nunmehr überdrüssig
sinkt

bis auf den Grund
in dem die letzten
Dunkelheiten sind.

Nun da er winkt
zerflattert sie empor
in wundem Vogelflug – –

Schluchzender, banger Wind

*

Tauchende Schatten winken
in die verlorene Nacht
Was diese Stunde gebracht
will nun Vergessen trinken

Will nun in Ewigkeiten
schlummernden Wassern sich einen
stummes entrücktes Verweilen
in Lethes Gezeiten

*

Daß diese gläsernen Stunden
niemals in Nächte sich wandeln
taumelnde, trunkene Sonnen
die mich verwunden

Ach diese klirrenden Lichter
die meine Lider versengen
diese verzehrenden
schmerzüberflammtten Gesichter

*

Wie eine Welle
Die im Meer ertrinkt
Zu Atem wird
Und steigt und sinkt
Und wieder steigt –
Bin ich in Dir
Da sich die laute Stunde neigt

Wer Deine Maße mißt
Ist ganz verloren
Ist wie ein Glied –
Wird wie ein Kind geboren
Das nie den Vater sieht
Der dennoch in ihm ist

O Ewigkeit, die alles Leid vergißt

*

Wenn die Nacht auf die Dächer fällt
Und die Nähe des Sterbens anzeigt
Lösen sich die Töne
Aus ihrer Verbannung

Wohl leuchten nun die Laternen
Und gießen ein gelbes Licht
In den erlöschenden Tag
Aber der Gott kommt

Mit seinen Zymbeln
Schlägt der den Takt
Eine Flöte bläst
Und die Schatten verlieren sich

*

Psalm 1957

Siehe!

In Babylon sind die Tränen verdorrt,
Denn die Stunde des Weinens kann nicht andauern.
Der Augenblick ist ihr Gott
Ihre Brautnacht ist ohne Zeugung.

*

Ungewiß
Den Schlüsselstumpf in der Handsehne
Im Zirkelkasten liegt das Gerät
aus dem die Gerade entsteht
über dem Sprachlosen

*

Von der Notwendigkeit der Pflastersteine

Seit gestern bin ich zugereist

Ich kenne die Straße
Sie soll nun gepflastert werden
Es fallen zu viele
in ihre Löcher hinein

Von den Wachtürmen
hängen noch immer dieselben Ioten
In ihren Augen nisten Vögel
Jeder weiß wie man enden kann

Seit gestern bin ich zugereist
Ich konnte kaum einen Raum
bekommen
um eine Nacht zu schlafen

Ich kenne die Straße
sie soll nun gepflastert werden
Zuerst aber will man die Löcher verschließen
mit denen die dort hineinfallen

*

Zuweilen bin ich
ein wenig uneins mit Dir
Wort
Du bist schäbig und abgegriffen
in diesen Zeiten
Wie eine Münze
ohne gehörige Deckung.
Dies wird auch nicht anders
Wenn ich ein Zweites
An Deine Stelle setze
Ein Unbekanntes vielleicht
Das auf der dünnen Scheide
Meines Bewußtseins
Tanzt
Ohne zu fallen.
So wirst Du nicht besser

Aber Du sollst doch fortgehen
Ich bitte Dich
Aus meinen Händen
Ein zugeflogener Vogel
Der aus den Nestern des Dickichts
Zur Tagstunde herkommt
Und sich dem Fremdling
Auf die verwundbare Schulter setzt
Wie soll ich es tun
Dich dem Schacht zu entreißen
Zu mühevoller Gestalt
Ja, abgerissen vom Fleische
Das blutend zurückbleibt
Zu mühevoller Gestalt
Die sich dem Chaos
Nach dem Du zurückverlangst
Um ein Geringes abzwingt.

*

III. Unser Satz endet mit einem Komma
Gedichte 1955–1967

Bericht I

Ich wurde im Jahre
Neunzehnhundertundsechzehn geboren
In der Stadt die im Winde liegt
Den das Meer heranträgt

Der Winter war kalt
Es gab eine Furcht
Daß die Häuser umfallen würden
Aber es gab auch Hoffnung

Meinen Lehrern habe ich
Viele Träume zu danken
Aber dies war nur kurz
In der wechselnden Zeit

Zum ersten Male erfuhr ich
Den Widerspruch der uns leiden macht
Doch ich verstand es noch nicht
Daß sich der Mensch verstümmelt

*

Bericht II

Zu Eis wird die Klinge
Wenn die Hand ihren Griff
Vor die schwindende Sonne hebt
Schon lauert die Nacht im Gestrüpp

Und sucht ihren
Kriechenden Fortgang
Ich stieß das Messer
In ihren Leib

Immer habe ich an die Stunde gedacht
Da es ein Ende nimmt
Immer habe ich an die Stunde gedacht
Da die Mörder fallen

Sie suchten mich
Aber sie fanden mich nicht
Sie suchten mich
Aber die Verborgenheit deckte mich zu

*

Bericht III

Der Affe Tod
Saß auf kahlem Zweig
Als der Tag da war
Wir aber riefen laut

Du sollst unser Tag sein
Mit Dir wollen wir
Einen Anfang machen
Und in einer neuen Erkenntnis gehen

Bisweilen treffe ich jene
Die mit mir
Aus dem Siele krochen
Sie haben ihren Frieden gemacht

In ihren Augen ist die Starre des Blinden
Ihr Blick ist verdorrt
Sie mästen ihre Flüchtigkeit
Hinter der sich ein Loch auftut

*

Bericht IV

Die schuldig wurden
Spotten ihrer Schuld
Die gemordet haben
Finden milde Richter

Mit der Wiederkehr kommt die Müdigkeit
Und deckt ein Tuch über uns
Die leere Trauer
Erloschenen Mondes

Am bleiernen Abend
Hockt die Angst
An den Wassern
Und wirft eine Ratte

*

Bericht V

Ich werde hinfert immer
An die Verheißung glauben
Die über den Menschen gesetzt ist

Habt Geduld
Verzichtet nicht in der Steppe des Schweigens
Der Gott Abrahams
Dessen Name geschändet wurde
Der Gott Jakobs
Wird den kommenden Morgen lieblich machen

Wenn wir handeln

*

Schmetterlinge I

Weiß nichts vom Anfang
Am Morgen
Spielte die Mutter
Etuden auf dem Klavier
Gradus ad parnassum
Der Fleiß hat uns weitergebracht
Ohne Selbstachtung
Muß man scheitern
Das Klientel im Parterre
Wartet geduldig
Im Schatten des Amtsgerichts
Roter Backstein
Straßenbahnen und Pferdewagen
Verstecke im Garten
Salzmeer in meiner Nase
Wenn mittags der Wind steht
Die Keller der Tauwirker
Die nun leer sind
Im Frost der Kindheit
Werden die Augen sehend

*

Schmetterlinge II

Die Stadt war im Aufruhr
Als ich mein Ohr
An sie hielt
Unter dem Krater des Mondes
War der Zug endlos
Und ging auch um unsere Ecke
Über den Flattich
Am Drahtgeäst
Bis zu dem Fluß
Wo die Schiffe lagen
Die nicht mehr abfahren
Den Schorfrumpf
Zum Steilhang der Kais
Die Vernunft ist wie eine Fackel
Wer die Kanäle erleuchtet
Sieht auch den Ausgang
Ohne in sie zu fallen
Über die Stunde gebeugt
Und in ihr blätternd
Finde ich keine Spur

*

Schmetterlinge III

Auf morscher Stiege
Traum vom archaischen Wort
Die Pfeile der Sonne
Brennen die Haut dünn
Unter der Treppe
Das unbekanntere Leben
Immer
Nach meinem Fuß greifend

*

Schmetterlinge IV

Das Blut meiner Mutter
War an mir
Als man mich fortschnitt
Es näßt meine Hand noch immer
Niemand wird es abwaschen
Noch wird das Blut abgewaschen
Das über uns kommt
Freiheit auf Pfählen gehalten
Nähe der Wachen
Wasser an der Tränke des Iltis

*

Sequenzen I

Eia recolamus
laudibus piis digna

Am Turmbau
Zur Nacht
Wenn die metallenen Lichter
Den Asphalt trösten
An der Allee ohne Ende
Die um das Haus führt
Das mich verbirgt

Am Turmbau
Zur Nacht
Wenn der Rausch kommt
Den der Tag verbannt hat
Die große Trommel
Zwischen den Drähten

Am Turmbau
Zur Nacht
Greifen sie in den siechen Himmel
Das Gerüst ist verkleidet
Aber man weiß schon was es verbirgt
Immer erwarte ich
Ein Klopfen an meiner Wand
Vor Morgen noch
Einen Schrei
Der von der Mauer abprallt

*

Sequenzen II

Verzeih meine Stimme
Ist ohne den Wohlklang
Der süßen Töne von Lesbos
Dies ist versunken

Der Taucher ergreift es nicht
Wenn er an die Gründe des Meeres rührt
Und das durchdringende Echolot
Bleibt ohne Antwort

Wie sich der Mund des Stummen
Der das Unsagbare sagen will
In der Verzerrung öffnet
Kommt mein Wort zu Dir hin

*

Sequenzen III

Vor der Verladerampe
Am Kai der sechzehnten Straße
Das Tuch meines Nachbarn
Berührt mich nicht

Unaufhörlich zerbeißen
Die Greifer den Mörtel
Bald werden die letzten
Wege planiert sein

Im Kabinett der Spiegel
Wird das Zerstörte
Sprachlos zurückgeworfen

*

Sequenzen IV

In meinem Ithaka
Dem Stundenhotel der Träume
Suchen sie mich

Du hieltest seit langem
Wache für unsere Väter
Du hast sie gehalten

Aber Dein Haus ist auch
Auf der Schädelstätte
Unter dem Fallbeil

In meinem Ithaka
Dem Stundenhotel der Träume
Suchen sie mich

*

Sequenzen V

Am Diagramm
Ist jede Verwundung erkennbar
Dem Registrator
Entgeht sie nicht

Der Fremde an meiner Seite
Begleitet mich Schritt um Schritt
Der Herr über alle Masken
In meinen Ländern

Das Messer
Sucht immer Verzückung
Unter dem Licht

*

Sequenzen VI

Unter zerbrochenem Stern
Auf der Flucht
In Labyrinthen
Die keiner ausmißt

An der verdorrten Furche
Klebt noch die Blutspur von gestern
Höre doch Kain
Alle erschlagen einander

Wer im Drahtverhau
Hängt
Hat die Vögel
Auf seinem Leib

*

Sequenzen VII

Am Turmbau
Zur Nacht
Im Laufgang der Gräben
Reste
Vergangener Mahlzeit

Am Turmbau
Zur Nacht
Hinter den dürren Gittern
Der Spinne
Schichten sie Stein auf Stein

Am Turmbau
Zur Nacht
Greifen sie in den siechen Himmel
Das Gerüst ist verkleidet
Aber man weiß schon was es verbirgt
Immer erwarte ich
Ein Klopfen an meiner Wand
Vor Morgen noch
Gib uns die Kraft zum Anfang
Nach allen Anfängen

*

**Epitaph für John Donne
1571–1631**

Selig wohl
Doch stets nur im Bannkreis des Ungewissen
Am Moor der Fäulnis
Zu nahe der Flugbahn des schartigen Pfeils
Dein Körper modert
Von Würmern zerfressen und fortgetan
Der Geist streunt weiter
Im Schatten des Henkerbeils

*

Preislied auf das Jahrhundert I

Ich will Dich preisen
Mit meinem heiseren Pään
Preisen werde ich Dich
Und nicht aufhören
Mit meinem Gelächter
Zu diesen Tagen
Die mir bestimmt sind
Denn ich will Schritt mit Dir halten
Am Saumpfad

*

Preislied auf das Jahrhundert II

Zärtlichkeit scheuer Vogel
Da ich zu Anbruch der Stunde
Unruhig lag

Du aber hassest
Gott sei dafür gedankt
Jedwede Unordnung
Der Rechenschieber in Deiner Hand
Ermißt den Bruchteil

*

Preislied auf das Jahrhundert III

Unter dürrem Geäst
Den Ursprung des Schattens
Im Feuer wissend

Du aber bauest
Gott sei dafür gelobt
Keine Stockwerke
Durch die das Licht
In den Keller fällt

*

Preislied auf das Jahrhundert IV

Im schmalen Traum
Das leiser atmende
Jahr zu spüren

Du aber spieltest
Gott sei dafür geehrt
Mit den Messern des Tages
In unaufhörlicher
Wiederkehr

*

Ich will Dich preisen
Mit meinem heiseren Pään
Preisen werde ich Dich
Und nicht aufhören
Mit meinem Gelächter
Das Auge des Luchses aber
Der mich erkannt hat
Werde ich ausreißen
Und vor die Füße
Der Göttin legen
Deren Kind
Im Leibe erwürgt ist

*

Hektors Abschied von Andromache

Die Nacht weicht zögernd zurück
In der die Schalen der Welt
Ineinanderklingen
Und die Plejaden
Den irrenden Schiffer
Am Mahlstrom vorbeigeleiten

Stunde des Abschieds
Wenn der Fährmann
Die Stange vom Ufer stößt
Und das Boot der Erschlagenen
Über den Acheron hintreibt
Unter dem tropfenden Blut des Mondes

Die Nacht weicht zurück
Vor der Kröte des Zwielfchts
In ihr Gehäuse
Schon schwingt die Sonne
An ihren Drähten
In denen ein Vogel hängt

*

Kleine Stadt I

In meine kleine Stadt
Kommt die Nacht
Aus den Verliesen
Des blinden Vogels

Unter dem Dachfirst
Hat sich der Traum ein Nest gebaut
Die stumpfe Krallen des Abends
Wird es abreißen

Der Sichelmond
Hält sich im Mantel versteckt
Er schleift seine Messer
An den Höckern des Nordsterns

*

Kleine Stadt II

Nun stolpert das schwere Jahr
Über die engen Gassen
Während die Fledermaus
Ihrer Stunde gewiß ist

Ihr lustigen Häuser
Die Ihr Eure Köpfe vorstreckt
Gebt acht
Daß sie Euch keiner abschlägt

Der Herbst hat das Weinlaub
Schon ausgehängt
Wann werde ich spricht die Turmuhr
Wann werde ich hinfallen

*

Kleine Stadt III

Auf dem verlassenen Marktplatz
Hockt noch der Abend
Er hat seine Flöte
Schon eingepackt

Mit den Schiffen des Windes
Ist der Bote
Der Nacht gekommen
Den die Mondfrau erwartet

An der Mauer
Glühen die Buschrosen
Unter der Peitsche
Des Zwielfchts

*

Kleine Stadt IV

Durch das zerbrochene Auge
Des Wasserspeiers
Sieht man den Himmel
Wie eine schmutzige Scherbe

Vor dem nahenden Ungewissen
Flüchtet das Kerbtier in seine Verschalung
Es wird noch da sein
Nachdem die Amsel erwürgt ist

Am Feldrain
Wartet der schweigsame Späher
Auf einen Fluchtversuch
Des Tagtraums

*

Kleine Stadt V

Adieu liebe Stadt
Notquartier
Meiner Gesichte
Für einen Tag

*

Tod des großen Pan

Der Atem des Meeres
War angehalten
Im bildleeren Schlaf
Der Muschel

Thunfische spielten
Im Netz des Lichts
Auf den Kämmen der Berge
Sah man das Einhorn wieder

Da löst sich ein Schrei
Aus den Wäldern Illyriens
Der das Gewebe zerreißt
In dem sich der Traum verbirgt

*

Versuch zu Träumen

Schon gleiten die Tage schneller
Über den Rand des Vergessens
Die Augen der Nacht
Sind weit geöffnet

Im Dickicht der Wälder
Sucht sich das Tier ein Versteck
Um an der schwindenden Wärme
Trost zu finden

Lichter sind jetzt die Bilder
Und scheinen sich zu entwirren
Die Hand des Todes
Hat sie berührt

Am glühenden Mittag
Huschen noch einmal Träume
Über das Herz
Der Dinge

Abends gießt der Mond
Ein süchtiges Leuchten
Auf die verlassenen Straßen
Eine Schale Blut

*

Versuch zu Träumen

Nun wartet die Nacht
Und faßt meine Schulter
Ihre Hand ist weich
Doch sie tröstet nicht

Hinter verschlossenem Fenster
Klingt noch ein Schlummerlied
Ich werde den Mond bitten
Die kurzen Träume zu hüten

Viele Tage hat das Feuer
Am Himmel gestanden
Sein rotes Auge
Kann sich nicht schließen

*

Versuch zu Träumen

Zögernd schritt das Getier
Von Erstaunen geblendet
Und schmiegte sich eng aneinander
Wenn die verschließende Dämmerung
Über den Hügeln von Eden
Mit ihren Händen
Den Tagtraum zur Nacht geleitet

Vor der Stunde des Zeichens
Wird das Zerstörte
Noch einmal verwandelt
Der Wind beugt die Gräser
Wie es am Anfang war

*

Versuch zu Träumen

Ihr Blut ist unruhig
Sie werden sich auf die Suche machen
Um das verheißene Land zu finden

Einige wird man
Schon an der nächsten Ecke erschlagen
Ihnen ein Messer geben
Und zu den Hunden werfen

So wird es fortgehen aber die Letzten
Sind nicht umsonst gewarnt
Sie werden die künftige Statt verlassen
Die ihnen die Kehle zudrückt

Unter ihrer Maske
Wird sie niemand erkennen
Ihre Einsamkeit nimmt keiner wahr
Sie haben ihr Gesicht verstümmelt

Schließlich wird die Erinnerung
An diesen Aufruhr erloschen sein
Die Zeit hat sie mitgenommen
Die alte Zigeunerin

Ihr Blut ist unruhig
Sie werden sich auf die Suche machen
Das verheißene Land zu finden

*

Versuch zu Träumen

Auf der Brücke
Über dem Planquadrat
Der neben mir war
Hat seine Papiere zurückgegeben

Ein feuchter Wind
Kündet den Frühling an
Ich habe die Stadt weinen sehen
Das Vergangene
Hält die Tür fest geschlossen

Bald wird der Mond
Aus dem Loch kommen
Und sich auf das schartige Eisen setzen

*

Versuch zu Träumen

Als ob nichts geschehen wäre
Die Alleen sind welk geworden
Ohne Drahtgitter
Über ihrem Wundbrand
Das Herbsthorn bläst Straßenmusik
Wie mich der Schmerz
Im Vorbeigehen entzückt
Die Zeit sitzt im Apfelbaum
Und träumt ihren Anfang
Der Pfeil im Fleische tut wohl
Der kriechende Schatten
Läßt alle Lichter brennen

*

Schlummerlieder für unsere Tochter I

Sieh der alte Abendstern
Hat den kleinen Halbmond gern
Hält er doch sein Licht bereit
In der Dunkelheit

Vögelchen
Hab Dir ein Nest gebaut
Zur Stunde des Windes
Wirst Du davonfliegen

*

Schlummerlieder für unsere Tochter II

Der Tag
Ist in seine Höhle gekrochen
Hinter den Spinnweben
Am Dornbusch

Schlafe nun um Meer zu sein
Ähre Mohn und Heckenrain
Du bist ich und ich bin Du
Schließe nur die Augen zu

Der Schritt vor der Tür
Wird nicht zurückkehren
Der Fremde
Bleibt unerkant

*

Hampelmann und Elephant
Mit dem blauen Schleifenband
Hat die Nacht schon angerührt
Und ins Märchenland entführt

In den Sümpfen der Iris
Wuchert Schilf
In meinem Gesicht
Hat der Traum keine Zuflucht

*

Als mich die Mutter
Unter dem Junimond trug
Und ich aus dem Bett ihres Leibes
Aus lichtloser Kammer fiel
War mein Auge geschlossen

Nun schwingt es am Haken
Der großen Laterne
Die nicht ausgeht

*

Ehe der Mond schütter wurde
Erfuhr ich
Daß Schlaf
Unser Wachen ablöst

Vor einer Spiegelscherbe
Erkannte ich mich
Ich krallte die Nägel
In das verwundbare Fleisch

Schneeflocken fielen
Auf meine Stadt
In mir war der brennende Kuß
Des Sommers

*

Nach dem verlorenen Aufstand
Ist Ruhe zurückgekehrt
Und bedarf keiner Lenkung

Als sich das Fenster auftat
Lag schon der erste Schmerz
Auf meinem Gesicht
Aber es war nicht häßlich

Die mit mir waren
Hat sich der Weg genommen
Bald wird die Erinnerung
An sie vorbei sein

Wie der Tag hingeht
Ohne Erwartung
Ohne Trauer

*

Noch nicht gemästet
In Jahren der Flucht
Vor dem Loch im Spiegel
Das Irrlicht ist nicht erloschen
Wer weiß wann das Fleisch abstirbt
Ich möchte mich fallen lassen
Aber ich kann nicht schlafen

Mit dem inneren Licht
An der Garotte vorbei
Bis zum Aussteigeschacht
Während die Jahre wechselten
Da hing schon der Himmel
Zwischen den Stäben
Mit unbewegtem Gelenk
Der Spaßvogel
Eine gesprungene Feder
Wippte aus seinem Brusttuch

Gelobt sei der Mord
Der noch des Täters bedarf
Denn er schließt ihn nicht aus
Von der heilsamen Einkehr
Seine Wohnstatt
Ist nicht ummauert

*

Bewußtsein als Quelle der reinen Freuden

Die Lähmung dauert
Der Wundstarrkrampf
Ist unüberwunden
Die Obduktion
Wird ohne Befund sein

Vor der verschlossenen Türe
Schickt sich der Herbst an
Mit dem Fagott
Streunender Fingerlauf
Bis zur Umklammerung

Der Winter zögert
Im Bau des Marders

*

Es mag wohl sein
Und sich bald wiederholen
Vor der greisen Furche des Himmels
Daß den Liebenden keine Zeit bleibt
Wenn die Klangwand der Nacht verstummt
Bevor der Tag alt ist
Wie ein Zweig den der Vogel forträgt
Und an fremdem Ort niederlegt
Damit er verdorre
Sind wir fortgetragen
Nichts ist gesichert
Zwischen Erwartung und Untergang
Aber die Stunde ist angebrochen
Die das Ungewisse in ihrem Leib trägt
Aus dem es hervorkriechen wird
In die Messer des Lichts
Wenn sich die Frucht genährt hat
Ich möchte dabei sein
Trotz allem was in uns zerstört ist
Und wenn alles noch einmal zerstört wird
Doch ist etwas in uns
Das im Nestbau der Eule wohnt
Zu viele Geschlechter
Haben uns erschaffen
Unser Satz
Endet mit einem Komma

*

Bewußtsein als Quelle der reinen Freuden

Sie glauben daß alles so bleiben wird
Sie schlafen ruhig
Kein Traum quält ihre Nacht
Ihr Kissen ist ungenäßt

Manchmal denkt man es wäre besser
Sich leise davon zu machen
Man muß Geduld haben
Es gibt viele Morgenröten

*

Hielt mich an Rissen fest
Weil ich blutete
Da die Zeit leer war
Aber dies ist nur Zufall
Kaum eine höhere Tugend
Immer war etwas in mir
Das mich ruhlos machte
Weiß nicht warum
Kann es nicht sagen
Sah den Vogel
Von seinem Zweige fallen
Habe das Lot
Wohl tausendmal ausgeworfen

*

Im kurzen Licht
Die Erde unter dem Fuß
Gibt nach
Aber sie hält ihn noch nicht
Mit umklammernder Fessel
Der Morgen entfaltet ein Segel
In unbekanntem Gewässer
Bis es der Habicht aufschlitzt
Am Steg der Vorstadt
Hinter dem Fenster
Schlägt sich das Wort
Im kurzen Licht
Das Brennglas in meiner Hand

*

Schon im Totenhemd
Weißes Papier
Frühling vor meinem Fenster
Ist unter den Reif getan
Die Tücher sind durchgestoßen
Bevor es Nacht wird
Hinter den Pfählen des Lichts
Wandert die Gier
Nach der randlosen Ebene
Aber das Wiederkommen
Über die Bretter der Diele
An der mein Bett steht

*

**Beim Hören des Violinkonzerts
von Alban Berg**

In den Strukturen
Vernunft
Abwehr des Paradoxen

Wiederkunft aller
Entfallenen Landschaft
In der Verwandlung

Kadenz Wiener Musik
Im langen Schatten
Abschließender Ton

*

Als man ihm nachsah

Als man ihm nachsah
Über die hölzerne Brüstung
Als man ihm nachsah
Da er sich anschickte
Als man Achilleus nachsah
Schritt in den Irrgang der Palisaden
Von denen das Auge durchbohrt wird
Gärten am Rande des Dachstegs
Über dem leeren Fenster
Wagnis im Fortgehn
Während die Dommel im Schilf ruht
Neben dem Ohr der Ratte
Stadt des Todes
Auf dem Teller der Hand gehalten
Fall in den Augenblick
Der sich hingibt
Mit beendeter Wache
Wartet der Nachfolger
Auf seinen Anruf
Die Haut derer
Die vor uns waren
Schleift im Staube des Frühwinds

*

**Die Erde unter der Pflugschar
Bleibt rissig**

Die Erde unter der Pflugschar
Bleibt rissig
Der abgebrochene Pfeil
In der Weiche des Rotwilds
Die Hand die sich öffnen möchte
Verschlossen
Im Flußbett der Venen
Treibt das Boot ohne Kompaß
Der Löß des Grundes
Bleibt im Gedächtnis bewahrt
Aber erst die zerrissene Sehne
Setzt zum Sprung an
Und der Fuß in der Angel
Muß fortschreiten
Das hellere Auge
Wird auch den Tag erleuchten
Dem der Stern fehlt
Der die Nächte beschreitbar macht
Schnee wird in Regen
Zurückverwandelt
Das hellere Auge
Wird auch den Tag licht machen
Und die Hand öffnen

*

IV. Aphorismen aus dem Kriegstagebuch

Duft dieser großen Städte. Man braucht nur eine flüchtige Sekunde in ihnen verweilt zu haben, und man erkennt sie mit geschlossenen Augen wieder. Wie aus den Poren der Steinzyklopen ihr Atem steigt. Farben von Krankheit, Wahn und Vergessen. Jede aber hat ihr eigenes Leben, ihre eigene unwiederbringliche Nuance, ihren Odem, und der versengende Hauch frißt sich unvergeßlich in Deine Lungen.

*

Hamburg 17.4.1945

In den bunten Tagen des Friedens flatterten Wimpel von allen Masten, und aus gedrängten Schänken quollen die verwirrenden Akkorde. Leiser Meerwind ging von Nordwesten her über die Stadt und kräuselte die stummen Wasser der vereinsamten Flotte. Im Herzen ihres Lebens aber blickten die patinagrünen Türme in verschlossener Gelassenheit über die weiten Spiegel der Alster, auf denen die Segel der Yachten lagen wie Linnen auf blauem Feld. Es gab keine Zeit, da ihr Pulsschlag verstummte. In den Nächten girrten die Leuchtreklamen über die Tanzbodenstraßen, und fremde Stimmen weckten die Sehnsucht nach fernen Ländern. Verschlungene östliche Zeichen lauern vor dunklen Kellern.

Im Sommer brennt oftmals eine versengende Sonne auf diese Stadt, und Ebbe und Flut spielen müde um ihre Ufer. Dann aber beginnt ein langer, feiner Regen, der die Monate zeichnet.

Im November liegen schwere Nebel über dem Fluß. Die Möwen kreischen auf den Wellen, und die stählernen Glieder der Werften bilden sich matt durch den Raum. Manchmal, wenn ich in der Fremde bin, wache ich seltsam auf, wenn irgendein Ton von einer entfernten Fabrik lang durch die Nächte dringt. Dann sehe ich wieder das geöffnete Fenster meines Zimmers, und das tiefe Gebrumm der großen Schiffe nimmt mein Herz und trägt es in die unendlichen Weiten.

Jetzt sind die Zinnen dieser Stadt zerbrochen, und rohe Fäuste haben ihre Tore, die in alle Welten geöffnet waren, zugehämmert. Heimat und Erde waren in ihr gebunden. Ihr Bild aber lebt in unserer Seele und wandert mit uns in alle Heimatlosigkeit.

*

Man geht in den Alsterpavillon.
Links und rechts die gemalten Talmimadonnen, die in Hinterhäusern
wohnen. Graublaue Wolken lasten auf ihren Lidern.
Eine italienische Kapelle spielt.
Irgendein irres Weib schlägt auf die Rumbatrommel mit allen zehn Fin-
gern. Man geht hinaus.
Die Luft ist überschwer von Erfüllung. Frühling. Goldregenblüten. –

*

Es gibt Dinge, die man nur dann zu besitzen vermag, wenn man einer
sehr alten, in ihrer Vitalität sich neigenden Familie angehört.

Alles, was sich hier seit Jahrhunderten an inneren Kräften angesammelt
hat, an Einsichten, an Weisheit, in dem seelischen Bezogensein zur Welt
geht jetzt durch ein letztes Stadium der Verfeinerung seiner Auflösung
entgegen. Das bedingt eine unwiederbringliche Höhe des Bewußtseins in
der der Mensch über sich selbst hinwegzusehen vermag und sich in seiner
Nichtigkeit erkennt. Dennoch begreift gerade er wie kein anderer jene
ganze, nunmehr sinnlos gewordene Schönheit, die von dieser Nichtigkeit
umschlossen wird, und es bleibt ihm keine Nuance verborgen, ohne daß
sie in seiner Seele ihr Echo fände. Daher stammt seine tiefe und unheilba-
re Traurigkeit, die kein anderer ganz zu verstehen vermag. Er sieht das
Ende, zugleich aber alles, was in ihm sinken muß und was er selber ist.
Die verflackernden Lichter. – Er hat Finger für Nuancen, um mit Nietz-
sche zu reden, für jenes Köstliche und ewig Unaussprechliche, was man
niemals erlernen kann, wieviel Begabung und wieviel Tiefe die Natur
auch dem Einzelnen zu schenken vermag. Das ist seine Stärke, wie es
seine Schwäche ist, daß ihm die Bedeutung entglitten ist.

*

Als Christus an das Kreuz geschlagen ist, sieht er seine Mutter mit
dem Jünger, den er lieb hatte. Und er spricht zu ihr: Weib, siehe, das ist
Dein Sohn, und zu dem Jünger: siehe, das ist Deine Mutter. Diese weni-
gen Worte umschließen die ganze Idee einer neuen menschlichen Ge-
meinschaft, zu der nunmehr alle aufgerufen sind. Daß diese beiden
Menschen, durch Welten vielleicht getrennt, durch ihre Herkunft, durch
Rasse und Bildung zu Sohn und Mutter geworden sind. Daß es hinfort

nichts mehr gibt, was sie zu trennen vermag, weil die Einheit des Geistes alle umschließt. „Siehe, das Alte ist vergangen und es ist alles neu geworden“; Jude und Grieche, Mann und Weib, Sklave und Freier. Das wirft auf die Schatten dieses Sterbens, in das heute der Schmerzensschrei einer ganzen Welt – kreuzigend und gekreuzigt zugleich – einzumünden scheint, den Glanz einer unaussprechlichen Hoffnung. Daß uns dieses Testament hinterlassen ist, zu dessen Verwirklichung wir in der Barmherzigkeit berufen sind, die aller menschlichen Unzulänglichkeit gewiß ist. Niemals aber ist das so kurz und so unwiederholbar zugleich ausgesprochen worden, wie in diesen Stunden der Not und der Verlassenheit, in denen über die Mörder das Gebot der Liebe gesetzt wird.

St. Avoird 11.4.1944

Vielleicht ist doch Johann Sebastian Bach der größte Komponist aller Zeiten, wiewohl uns in dem symphonischen Werk Beethovens die Musik eine bisher letzte und gültige Vollendung erfahren zu haben scheint. Aber Bachs Musik strahlt eine dreifach sich vertiefende Wirkung aus, und in dieser Hinsicht erscheint sie noch reicher und begnadeter als das Oeuvre Mozarts oder Beethovens. Sie erreicht eine einzigartige, architektonisch-ästhetische Steigerung in dem mathematisch sich aufschichtenden Reichtum ihrer Formen, sie besitzt die ganze zwingende Kraft des Sittlich-Religiösen, ohne doch zugleich an dem eigentlichen Wesen der Musik, dem rein Melodischen, zu verlieren.

In dieser Zusammenfassung aber beruht die Einzigartigkeit ihres Wesens.

Nirgendwo ist soviel Schamhaftigkeit und soviel Scheu vor der seelischen Preisgabe, wie in dem Werke Johannes Brahms. Unter wie vielen Schmerzen sich das quälend erlösen muß, um immer wieder aufs Neue den Verstecken des Herzens entrissen zu werden, bis es endlich in seiner herben Größe flutend sich den Unendlichkeiten eint.

*

Tschaikowski: Von europäischen Voraussetzungen nicht mehr ganz zu fassen. Eine grundlose, in ihrem letzten Wesen aller Formen entlassene Tiefe des Weltleidens. Taumel bis zur Verzückung; (man beachte die Steigerung der Scherzi bis zu der sechsten Symphonie). Alles aber dennoch vollendet in die musikalischen Gesetze des Westens gebannt. Dazwischen einige Stücke von beinahe ätherischer Heiterkeit, flüchtig, in die Luft geworfen – Wahrer Musiker. Gänzlich programmlos. Notwendigkeit in sich selbst.

*

Wie diese gläsernen Tage

Wie diese gläsernen Tage sich in unzähligen Reflexen in mir spiegeln und verdichten: reifen und Fülle werden, um dann endlich als schwere, winterbange Frucht herniederzufallen, sich der Erde aufs neue zu einen. Müde dann aller verwirrenden Trunkenheiten.

*

Keine Jahreszeit vermag so zu ergreifen wie der Spätsommer. Dann trägt die Natur noch einmal ihr ganzes Dekorurn zur Schau, alle ihre Farben, reicher, bunter, verführer – alle trunkenen Akkorde ihrer unendlichen Musiken – und doch fällt kein Blatt. Niemand sieht diesen Tod, der grausam hinter allen Dingen lauert. Schweigend begreift man ihn, den man in sich erspürt und nicht auszusprechen vermag. Eine späte Vollendung, banges Umschließen aller Schönheiten, die zum Tragen zu schwer geworden sind – zitterndes Stillestehen vor dem Fall.

*

Autumn War-Diary 18.9.1941

Leise, unmerklich fast, ist der Herbst gekommen.
Gelbe und weinrote Farben in den Alleen; Purpurglanz und das matte Leuchten sinkender Stunden.

An den Abenden stehst Du im Garten und schließt die Augen; die Luft ist warm: voll Erinnern an Sonne und Seeligkeit gläserner Tage. Ein leichter Wind streift die Natur mit mütterlicher Hand, so sanft, so milde, so vergessensuchend.

In seinem weichen Hauch führt er das Schicksal mit; das tiefe Weltgeheimnis – leise kündigt es sich an; es senkt sich in Deine Lungen, es strömt durch alle Adern in Dein Blut, und plötzlich fühlst Du es, überwältigend und gleichsam unerbittlich – der Sommer ist vorbei; die Hand des Todes hat Dich gestreift in einer ersten, mitleidvollen Verkündigung, wie, um die Schwere der Stunde mit einer tiefen Süßigkeit zu überziehen.

Und ein welker, betäubender Duft hängt nun in der spätsommerlichen Luft, der nicht mehr weichen will. In den Morgenstunden eine erste, frühe Kälte. Irgendwo fällt ein Blatt. Verwehende Melodien klingen die Straße entlang – und der ekstatische Fackeltanz einer späten Sonne; müdegewordene Sommerglut – blutübergossen – – –

Eine bange Ahnung wird zur Gewißheit –

*

Nicht jeder Mensch, der einsam ist, besitzt darum Größe. Dennoch gehört die Einsamkeit zu den ganz wenigen echten Kriterien allen wahrhaft bedeutenden Lebens. Überall dort aber, wo sie jemand sucht, hebt sie den Einzelnen über seine Umgebung hinaus, weil die Tatsache, daß er es mit sich selber auszuhalten vermag, schon für seinen Wert verbürgt.

*

Wenn ich gezwungen wäre, das Wesen des deutschen Charakters in einem einzigen Worte zu umreißen, dann würde ich ihn in jenem Begriffe des Radfahrertums zu fassen suchen, jenem nach unten treten und nach oben den Nacken beugen.

Deutschland ist der Staat, in dem jeder Oberlehrer, wenn es sich um das Vaterland handelt, ohne zu zögern in das feindliche Maschinengewehrfeuer laufen würde, selbst unter Umständen, da ihn sein Verstand von der Rechtlichkeit seiner Sache nicht mehr zu überzeugen wüßte – aber seine Gesinnung rückhaltlos verrät, wenn ihm eine Strafversetzung droht.

*

Ich bin ein
Zugvogel
dessen Schwingen
gebrochen
sind

**V. „Abschied“
(1943/1948)**

*Bist du vorausgegangen, meine Sehnsucht,
winkst du mir verklärt aus einer anderen Welt?
O, ich will alles von mir werfen, um leicht genug zu werden,
dir zu folgen.*
Kierkegaard

~ πέμψω τοί σε δυσθρόοις γόοις ~
– Ich geleite dich mit dumpfem Schrei –
ΑΙΣΧΥΛΟΥ ~ (Aischylos)

Dies sind die Notizen eines Freundes von mir, der kürzlich verstarb. Sie wurden in jenen Tagen niedergeschrieben, da seine Vaterstadt der Vernichtung anheimfiel. Ich habe lange gezweifelt, ob ich diese Niederschrift eines Toten der verehrten Öffentlichkeit zugänglich machen sollte. Schließlich habe ich erkannt, daß wir alle unter Toten leben, ja, die meisten von uns sind bereits so lange verstorben, daß es kaum mehr möglich ist, die Inschriften auf ihren Gräbern zu entziffern. Das Gestern jedoch, dem mein Freund angehörte, wird für viele erst der Morgen sein, ein Morgen nach der neuen Apokalypse, die kommen wird. Wann aber, so frage ich, werden endlich die Lebenden reden?

Ich bin ein Sohn dieser Stadt, ihr mit allen Sinnen verhaftet. Im November, wenn die Nebel auf den Hafen fallen und die kreischenden weißen Möwen auf den Duckdalven sitzen, spüre ich, wie die Landschaft zum Bild meiner Seele wird, wie sie ein Stück meines Fleisches ist, meines innersten Wesens. Leichter, feiner Regen sprüht dann in die Dämmerung dieses Tages, und der graue Strom schlägt unruhig gegen die Brücken.

Schon in meiner frühen Jugend packte mich die Sehnsucht nach der Fremde, ein unheilbares Fernweh, wenn in den Nächten der tiefe Baß der Schiffe durch das geöffnete Fenster meiner Kammer drang. Heute noch wache ich plötzlich und seltsam schwermütig auf, wenn mir etwas Ähnliches in einer fremden Stadt begegnet. Wie sie, diese Königin, eine so seltene Verbindung fand zwischen der Weltweite des Empfindens und jener ewigen Verwurzelung allen Daseins in seine gesetzten Schranken, so ruft sie auch ihren verlorenen Sohn immer wieder zurück in die mütterliche Umarmung. Das Lachen aus ihren Schenken, die nächtliche Stille der Gassen, ihre trüben, salzigen Tage dringen in Deinen Traum.

Es war einmal eine Stadt, ihr Name war groß und ihre Mauern und Zinnen blickten weit über alle Lande. Dann aber kam der Feind, und seine Heere legten sich um sie und umklammerten sie mit ihrer Gewalt. Niemand jedoch wagte, sie anzugreifen. Schließlich sprang einer vor und rüttelte an ihren Toren, er schrie mit lauter Stimme zu ihr hinauf ...

Aber siehe, die Tore öffneten sich und es war eine namenlose Stille. Die Gassen waren ausgestorben und die Fenster blickten stumm in die Leere. Lange schon hatte der Tod seine Hände über alle Dinge ausgebreitet. Darauf lachten die fremden Krieger und freuten sich, denn sie wußten nichts von der Angst jenes Todes, der unsichtbar über uns kommt. Als sie aber fortzogen, gaben sie der Stadt einen neuen Namen: Erinnerung.

Nun gilt es Abschied zu nehmen. Mutter, Du Königin. Unter stürzenden Mauern hast Du meine Träume begraben. Wie viele Jahre warst Du der Trost meiner Einsamkeit, Deine verzeihenden Hände verbargen mich. Jetzt sitzen die Totenvögel auf Deinen Dächern.

Ich komme aus einer Kaserne des großen Krieges. Die Zerstörung hat mich für wenige Tage in die Stadt zurückgerufen. Ich sitze in einem überfüllten Zug. Draußen, vor den Fenstern, gleitet die Landschaft. Das Korn reift seiner Vollendung entgegen. Es ist, als ob die Zeit für einen Augenblick inne hielte in dem unerbittlichen Gang des Schicksals, einen Augenblick nur in der vibrierenden, zitternden Stille des Mittags, in jener Müdigkeit, die uns überkommt, wenn die Erfüllung nahe ist. Stunde um Stunde verrinnt.

Wer bin ich? Noch vor wenigen Jahren habe ich meinen Namen gewußt. Mir scheint, ich habe ihn seit einer Ewigkeit vergessen. Die Welt meiner Kindheit ist in unsagbare Fernen zurück geglitten. Es gibt vielleicht Dinge, die man nur dann ganz versteht, wenn man einer bestimmten Wirklichkeit seit Generationen angehört. Alles, was sich hier seit Jahrhunderten an inneren Kräften gesammelt hat, an Einsichten, in dem seelischen Bezogensein zu den Dingen, geht schließlich seiner Auflösung entgegen. Das bedingt eine unwiederbringliche Höhe des Bewußtseins, in der der Mensch weit über sich selbst hinweg zu sehen vermag und sich in seiner Nichtigkeit erkennt. Das hemmt sein Handeln, aber dennoch begreift gerade er diese ganze, nunmehr sinnlos gewordene Schönheit, die von jener Nichtigkeit umschlossen wird. Es bleibt ihm keine Nuance verborgen, ohne daß sie in seiner Seele ein Echo fände. Daher stammt seine tiefe und unheilbare Traurigkeit, die kein anderer versteht. Er sieht das Ende und was in ihm versinken muß, wie er sich selber sieht. Er sieht die Agonie, und kann doch die Liebe zu dem Sterbenden niemals auslöschen. Wie schwer es ist, sich von diesem narkotischen Heimweh nach dem Gestern loszureißen, von dem man doch weiß, daß es vom Tode gezeichnet ist. Eine seltsame Wollust liegt darin, der Hochmut der Auserwählten, die ihren eigenen Untergang anbeten, weil sie ihn nur ganz zu begreifen vermögen.

Ein solcher Mensch weiß nicht mehr, wozu er lebt. Seine Fähigkeit zu verstehen ist unbegrenzt, seine Fähigkeit zu sein fast erloschen. Das Reich meiner Kindheit aber umschließt eine ganze Welt, die dem Verfall preisgegeben ist.

Nun ist es Herbst. Gestern noch lag der verführende Schein über allen Dingen. Ein Spätsommertag. Noch einmal trägt die Natur ihr ganzes Dekor zur Schau, alle ihre Farben, reicher, bunter, verwirrender, alle trunkenen Akkorde ihrer unendlichen Musik, doch fällt kein Blatt. Niemand sieht den Tod, der grausam hinter allen Dingen lauert. Schweigend begreift man ihn, den man in sich erspürt und nicht auszusprechen vermag. Eine späte Vollendung, banges Umschließen aller Schönheiten, die zum Tragen zu schwer geworden sind, zitterndes Stillestehen vor dem Fall.

Nun ist es Herbst. Aber einmal wird es wieder Frühling werden, und neuer Samen wird sich zur Frucht vollenden. Dazwischen liegt eine schwere Zeit, wo der Mensch kein Ziel sehen wird und die Eruptionen der Geschichte uns unter ihrer Lava zudecken.

Wer bin ich? Ich bin das Gestern und ich bin das Heute, Chaos steht neben der Erinnerung. Ich bin ein Mensch dieses Jahrhunderts, alle seine Inhalte gehören meinem Wesen an. So eins bin ich mit allem, weil ich das Nichts bin, in alles aufgelöst. Spiegelung von tausend Farben ohne Unterton.

Ich bin in alle Winde getrieben, wie Staub auf der Landstraße, in Raum und Zeit ertrunken. Das Grenzenlose der Welten erdrückt mich mit Angst. Alle Länder der Seele zählen zu meinem Eigentum, aber in den Fängen des großen Todes erstickt. Nur wer die ganze Schönheit der Dinge in sich aufzunehmen versteht, weiß, was es heißt, daß sie dem Tode preisgegeben sind.

Ich bin überall zu Hause, wie ich überall heimatlos bin. Als Einsamer bin ich in allen Dingen. Alles ergreife ich, mit allem spiele ich, nichts bin ich. Ich sehe mich selber in dem Spiegel der historischen Betrachtung, und die Geschichte erlaubt es mir nicht, bleibende Maßstäbe zu fassen. Nichts ist so ernst in mir, daß es nicht irgendwo schon wieder aufgehoben wäre. Es gibt keine Wahrheit, die das Leben erhält und seine letzte Stunde zu einer tröstenden macht.

Ich bin ein Proteus. Alle Möglichkeiten der Gegenwart und die archaischen Träume versunkener Tage wechseln mit den Gezeiten. Ich stehe auf den Barrikaden der Oktoberrevolution, wie ich mit Verlaine durch die Gassen treibe. Ich bin Preuße und Anarchist, Tier und Ästhet, Weltstadt und Erde. Ich bin ein Komödiant. Ein Fechter. Eine Berkleysche Kirsche: *Esse est percipi*.

So sind auch die Dinge für mich nur eine subjektive Farce, Taumel zwischen Hoffnung und Nihilität. Ein Chaos wie ich, Trieb und Ge-

bärde, Verlangen und Müdesein. Vom Weltgeist gehetzt, zerflattert, Träume. ...

Wer bin ich? Ich bin die große Indifferenz. In mir ist eine unendliche Sehnsucht nach einer neuen Vollendung.

Langsam läuft der Zug in einen Bahnhof ein. Ich versuche umzusteigen. Bald treffe ich die ersten Flüchtlinge. Verstört, verkrustet, von Schrecken gebannt. Einige weinen leise vor sich hin, suchen sich wohl auf irgendwelche unwesentlichen Dinge zu konzentrieren, blicken ins Wesenlose. Niemand kann genau sagen, was sich ereignet hat. Die Beschreibungen sind verwirrt. Gerüchte entstehen, weiten sich, bedrücken die Gemüter wie ein großer, unsichtbarer Oktopus und vergehen wieder. Nur eins wird gewiß, daß etwas Furchtbares und Unvergleichliches über uns alle gekommen ist, ohne Gnade und ohne Sinn. Niemand weiß, wann das einmal endet.

Wieder fährt der Zug. Alle Gänge sind von Urlaubern verstopft. Gehetzte Reden. Draußen die karge brandenburgische Landschaft. Heide und Wald, ausgedörrte Fluren. Hier wurden die Regimenter gezüchtet. Der gläserne Himmel dehnt sich zur Unendlichkeit. Eine Glocke des Schweigens hängt über den Feldern. Wann wird es regnen, denke ich, und die Äcker dürsten. Roter Mohn wie eine Fackel –

Die Zeit kriecht. Die Sekunden schleichen über das Zifferblatt. Die Ungeduld krallt sich in unsere Leiber. Gespräche sind abgeklungen, man kann nicht mehr reden, die wenigen Worte sind fast beziehungslos. Das Ungesagte verdichtet sich, und die Stille beginnt zu schreien, an der Gurgel zu würgen.

Mit dumpfer Untermalung schlägt das mechanische Geräusch der Räder einen monotonen Rhythmus, der sich langsam zu immer orgiastischeren Takten steigert, wie eine große metallene Peitsche auf unsere Nacken niederfällt, um dann von neuem zum Schlage auszuholen. Ich bin tief verloren in eine imaginäre Welt. Ich habe mich von allem Sichtbaren und Erfühlbaren in meiner Umgebung gelöst und bin in das Vergessen hinübergeglitten. Nur im Physischen noch spüre ich einen dumpfen Schmerz.

Ich lebe in der Betäubung, die Süßigkeit fremder Länder bettet mich zur Ruhe. Seit Jahren habe ich das geübt, während mein Körper die gewohnten und angeordneten Funktionen verrichtete. Dann geht eine Bewegung durch die Menge. Der Zug fährt langsamer. Menschen drängen sich an den Fenstern, tausend Fragen verwirren sich miteinander. Auf

dem Nebengleis fährt der erste Evakuiertenzug vorbei. Wir stehen dicht hinter einem Knotenpunkt. Männer, Frauen, Kinder. Manche haben noch ihre Schlafanzüge an. Sie sehen bleich und übernächtigt aus, der Schrecken hat ihre Gesichter gezeichnet. So erscheinen sie wie die plötzliche Vision eines Lebens, das dort beginnt, wo alle Sicherheiten enden. Wortfetzen dringen an mein Ohr, inadäquate Versuche, das Niedagewesene und Elementare verstehbar zu machen. Der Zug verschwindet. Minutenlang wird auch bei uns hastig gesprochen, Diskussionen entfalten sich, hektische Argumente, Furcht und Hoffnung prallen einen Augenblick in wildem Aufbäumen aufeinander, dann sinken die großen Flügel des Schweigens wieder über uns alle und die Laute verstummen. Wieder schreit die Stille, klopft die stählerne Peitsche in ihrer metallenen Monotonie.

In Abständen fahren neue Evakuiertenzüge vorbei. Immer neue Menschen, die das Verhängnis aus der Stadt geworfen hat. Sie haben keine Ahnung, wohin sie fahren. Sie treten einen langen Marsch auf den Landstraßen des Niemandslandes an, viel länger als sie denken können.

Nicht lange währt es, und der Himmel beginnt sich zu verdunkeln. Man könnte denken, daß ein Gewitter im Aufsteigen sei, dunkle Wolken stehen am westlichen Horizont. Feiner Ruß schlägt uns mit dem Winde entgegen. Ich halte meine Hände aus dem Fenster und eine leichte Färbung wandelt ihre Haut. Aus den stummen Blicken der Menschen dringt eine furchtbare Gewißheit. „Dort, unter diesen verhangenen Wolken ...“, mir war es, als ob einer einen Satz begonnen hätte, den niemand zu Ende spricht.

An der Bahnstrecke stehen russische Kriegsgefangene. Als wir vorbeifahren, stellen sie die Arbeit ein und stecken ihre Hände in die Taschen. Viele lachen. Mancher jedoch schaut nur schweigend an uns vorbei, und aus seinen Zügen spricht die Gewißheit jenes tieferen und allgemeineren Leidens, das uns alle als Menschen bindet.

Endlich hält der Zug. Wir stehen zwei Kilometer vor einem Vorort. Aus irgendeinem Grunde können wir nicht mehr weiter. Wir steigen aus und gehen hastig den Bahndamm entlang. Schon auf den ersten Straßen der kleinen Stadt staut sich der Verkehr. Krankenautos und Feuerwehren, Hilfsdienst, Polizei, Menschen, Menschen, Menschen. Ich kletterte auf einen Lastwagen, der zur Unglücksstelle zurückkehren

wird. Andere folgen meinem Beispiel. In wenigen Sekunden ist das Auto bis zum Bersten gefüllt. Viele Soldaten, Fronturlauber, Männer, die noch etwas retten wollen. Die große Landstraße ist verstopft. Dennoch fahren wir schnell, wie gehetzt. Oft scheint ein Zusammenstoß unvermeidlich.

Das ist ein Anblick, den keiner vergißt. Der Treck der Hunderttausende. So ziehen sie dahin. Autos, Pferdewagen, Karren. Viele tragen den Kopf verbunden, den Arm in der Schlinge. Blinde tasten die Straße entlang, von der großen Flamme ins Dunkel gestoßen. Die Gesichter sind erstarrt. Fast alle haben nur so viel Habe gerettet, wie sie in den Händen tragen, den Karton, einen Handkoffer.

Der Zug nimmt kein Ende. Der Himmel ist von einem drückenden, schmutzigen Grau, wie es über Kohlenstädten lastet. Eine bleiche schwindsüchtige Sonne.

Am Stadtrand schlagen uns die Flammen entgegen. Noch brennt alles vom Angriff. Niemand löscht. In einer letzten Hilflosigkeit steht der Mensch den Dingen gegenüber.

Eine ekstatische Zerfetzung, kilometerweit Trümmer und Trümmer. Hinter den rauchgeschwärzten Fassaden gähnt die Leere, eine prähistorische Einsamkeit tut sich auf. Irgendwo hängt ein Gaskocher an zerbrechenden Kacheln, eine Wand ragt zögernd und verzweifelt in die Luft. Manchmal denke ich, wie bizarr das ist, filigranhafte Konturen. Dann aber atme ich den Tod durch meine Lungen und der Gedanke verstummt.

Ich weiß nicht, wo ich bin. Erst an dem klebrigen, verwesenden Stumpf unserer alten Kirche gewinne ich die Orientierung zurück. In dieser Gasse bin ich zur Schule gegangen, Morgen um Morgen und Jahr um Jahr. Wie viele Sommer mögen das gewesen sein, lichte, leuchtende Sommertage, wie der dröhnende, große Wagen auf den unendlichen Straßen fuhr und die Luft von den Hufen erzitterte. Der Staub hat meine Kehle getrocknet und dumpfe Betäubung lastet auf meinen Lidern. Die Pflaster sind aufgerissen, große Steine liegen herum, es schüttelt und rüttelt und schmerzt in den Gliedern. Wie viele Jahre? Ich versuche es an meinen Fingern zu errechnen, bewußtloses sinnloses Zählen. Ferne, vergessene Bilder treten wieder vor meine Augen, Klänge, aber zerris-

sen und aufgelöst. Ich sehe mich wieder als Knabe auf diesen Gassen schreiten, mit flüchtigem, verhallendem Schritt. Die Häuser sind groß und die Himmel offen. Eine bunte verführende Welt. Wie sie mich wieder ruft, wie sie lockt und fleht. Hier liegt mein Leben verknüpft mit unsagbaren Banden. Kindheit, Erwachen und frühes Weh. Wie nahe diese Dinge mir nun doch wieder sind, wie vertraut. Die langen Schulstunden wollen kein Ende nehmen. Ich sitze am Fenster und blicke hinaus. In meinen Träumen wiederholt sich die Vergangenheit und will dem Tode entrissen sein, will alles noch einmal leben, leiden und untergehen, wie greifbar das jetzt ist, Catullus und Lesbia, der Schmerz der Andromache ..., in vielen Ländern bin ich gewesen und die Jahrhunderte wurden zu einer einzigen Gegenwart.

Wieder höre ich die schwermütigen Töne der alten Straßenorgel. Wie habe ich damals geweint vor Glück, jenem heißen, jugendlichen Glück der Erfüllung, das dem Tode so nahe ist. Welche Süßigkeit, welches Abenteuer, welche unendliche Reise in die Welt des Geistes, die jeder wieder für sich beginnen muß, voller Ahnungen zuerst und bangen Gesichten, tiefer, heiliger Scheu. Wie seltsam, wie unwiederbringlich.

Die Welt des Traums ist die Welt eines unfassbaren Augenblicks. Kaum, daß die Fassade eines einzigen Hauses an mir vorüber gegliitten ist. Die Menschen im Lastwagen reden jetzt laut und mit steigender Erregung. Eine Frau schreit, daß alles nur die Schuld der Juden sei, der Juden, wiederholt sie, der Juden. Das klingt in meinen Ohren und erinnert mich an etwas. Ach Hiob – Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn sei gelobt.

Leichen liegen am Straßenrand, ganz verkohlt und zusammengeschrumpft, wie kleine Kinder.

Nun stehe ich vor meinem Haus. Eine brüchige müde Wand. Das Feuer glimmt noch in der Halde. Ich schlage mit der Faust gegen einen Stein, und schon lockert er sich und fällt in den Schutt. Ein Haufen ausgebrannter Ziegel ist die letzte Erinnerung an alles, was einmal war, was Generationen gesammelt hatten. Dahinter der Garten, sommerlich, glühend, voller Farben.

Ich suche meine Mutter, niemand kann mir sagen, wo sie ist.

Während ich die Allee hinuntergehe und mit rauchgeschwärzten Fingern eine Zigarette drehe, überfällt mich plötzlich die ganze Furcht des

Menschen vor der Unendlichkeit, die sich taumelnd vor mir erhebt. Da stürzen die Horizonte in den Abgrund der Welt, Sonnenfackeln erlöschen. Und ich sehe die verlassene Mutter Erde in die Ewigkeit eines stummen Vergessens zurücksinken, aus dem sie einstmals der Zufall gebar. Es ist ein Gesetz, dem niemand entrinnt. Vor ihm, da die Jahrtausende wie der wache Traum eines flüchtigen Augenblicks erscheinen, den selbst die Erinnerung kaum mehr zu greifen vermag, steigen die rotierenden Nebel aus dem Mutterschoße des Grenzenlosen, wirbeln und tanzen, werden Flamme und Tod. Morgen vielleicht, denke ich, morgen vielleicht schon wird vor dem Antlitz einer solchen Ewigkeit diese brennende, blutende Kugel über den dunstverhangenen Himmeln der Stadt zu Kälte erstarrt sein. Nun begreife ich dieses Leben als einen unfäßbaren Ton in der endlosen Symphonie der Systeme. Wie transitorisch das ist, welch ein groteskes Zwischenspiel in einer starren Verlassenheit. Da rückt diese ganze Menschheitsgeschichte, unsere Geschichte, unsere einzige, alles bedeutende Welt zu einem verschwindenden Punkte zusammen, der dem Auge entgleitet. Im Geiste sehe ich wieder die Ichthyosauri in dem Zwielficht der endlosen Sümpfe liegen und die krächzenden Vögel der Kreidezeit. Das Stöhnen der Sterbenden gelbt durch die Dämmerung. Langsam sinkt der gelbe Abend in die Nacht. Eine namenlose Stille liegt über der Landschaft. Noch aber sind die elementaren Kräfte nicht erloschen. Noch atmet die Erde, atmet und schreit und verwandelt.

Jahrtausende vergehen wie im Traum. Dann baut der Mensch seine Hütte in die ermüdende Landschaft und erfüllt sie mit seinem Verlangen. Es gibt Liebe und Haß und den Willen zur Ewigkeit. Er errichtet seine Altäre, um jene unsagbaren und unüberwindlichen Mächte zu versöhnen, denen sein Leben in Angst unterworfen ist. Er greift nach dem Grenzenlosen, taumelt und fällt in Titanenfall. Da sind die Stunden des Vergessens, wo die große Wollust des Todes ihn überkommt, jene Lust, die über den Augenblick eines unfäßbaren Versinkens der Geschlechter in eine letzte Einheit hinübergreift, ein Hinübergehen, ein Untergang, ein Sich-Auflösen in den Urschoß des Seins.

Eines Tages aber wird wieder Ruhe sein und der Lärm dieser Schlachten verstummt. Einmal, da sich die Stunde neigen wird. Die Jahre werden kommen und gehen, und die Stille wird sich wieder über das ersterbende Leben breiten, wie sie es seit Urbeginn tat. Die matten Strahlen der erblindenden Sonne werden die dämmrigen Tage mit ihrer versöhnenden Milde verklären. Dann aber wird jene große Dunkelheit anheben und ihr kalter, erstickender Atem wird über die Länder gehen.

Eine neue stumme Ewigkeit, ohne Sinn, ohne Zeit, ohne Begehren, bis ein letzter betäubender Zusammenstoß der Gestirne die Schalen der toten Erde in einem Augenblick wirren Zerbrechens aus dem Banne der Nacht in die Welten wirft.

Die Milchstraßen werden an den Himmeln stehen und ihr blasses Flirren dringt durch das tiefe Blau der Nächte. Sterne und Monde und neue Sonnen.

Da treibt mich die Angst.

Das ziellose Suchen beginnt. Meine Schritte klirren auf den Boulevards des Untergangs. Lange noch starrt mein Haus mir nach, wie ein Hund, dem man die Augen ausgestochen hat.

Manche Straßen sind vereinsamt, Knochen ohne Fleisch. In anderen stauen sich die Menschen, hetzen und jagen, suchende Ratten. Der nackte Selbsterhaltungstrieb treibt sie noch einmal durch die Stadt. Ihre Gesichter sind leer, vielfach maskenhaft, selten nur löst sich die Gebärde, bricht der Schmerz hemmungslos hervor. Von was leben diese Menschen? Was tröstet sie? Was ist ihnen mehr als Weib und Kind, als jenes bißchen Gut, um den Winter des Lebens zu wärmen? Gott hat sich tief vor ihnen verborgen.

Was ist der Mensch? Dieser Mensch, der in den Städten wohnt? Er beherrscht die Unendlichkeit und hat sie aus seiner Brust verbannt. Er sieht aus einer unvergleichlichen Höhe auf alle Zeiten hinab, und doch ist sein Auge blind geworden. Wie krank er geworden ist, wie die Schwären sein Antlitz bedecken.

Welches Recht hatte Luther, als er seine Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg schlug? Welches Recht, frage ich. Gewiß, er gab dem Menschen eine ganz einzigartige Gelegenheit, er selbst zu sein. Ganz allein stellte er ihn Gott gegenüber, vor das brennende Auge, allein mit der Last seines Gewissens. Er riß ihn aus der Ordnung, in der er sich verbergen konnte und die ihn mit den Kräften des Ewigen speiste. Er stieß ihn gleichsam von seinem Feuer in die winterliche Nacht. Aber nur Wenige sind dazu berufen, sie zu ertragen, die anderen gehen in die Irre und müssen einsam sterben.

Welches Recht hatte Luther? Welcher Weg führt von ihm bis zu diesem Heute, welcher Weg des freien Geistes, der in das Nichts treibt?

Doch ist die Frage müßig. Die Notwendigkeit der Geschichte läßt uns kaum eine Wahl; die Freiheit ist ein schmaler Grat.

Wer ist dieser Mensch, der hier um uns ist und mit dem wir unser Leben teilen? Was verbirgt sich hinter seinen Augen? Welches Leid, welche Hoffnung, Einsamkeit? Was spiegelt sich in seinem Antlitz?

Dieser Mensch hat ein System, das ihn beweist. Ein System unseres Landes und unserer Geschichte, aber zugleich, welch ein Scherz der historischen Dialektik, das System des modernen Menschen überhaupt. Es hat eine große Zukunft, mag es auch in den Feuern verbrennen und seine sterblichen Träger davon geschleudert werden wie Steine in einem Gießbach. Oh, diese Deutschen, sie sind den anderen Völkern voran, sie leben die Zukunft, ohne darum zu wissen. Sie sind beides: Gestern und Morgen, sie hinken Jahrhunderte hinterher, sie haben in ihrer Gesamtheit noch niemals die Vollendung der Gesellschaft an sich erfahren, ihr waches, gestaltendes Dasein, die Entlassung des Einzelnen aus kollektiver Verstrickung, und leben dennoch dem Kommenden. Welch eine Mischung zwischen Vergangenheit und Zukunft! Welch ein Sprung über große Treppen! Dieses Volk hat sich noch nie gelebt, es ist eine furchtbare Gefahr.

Der Mensch hat also ein System. Ein System, das Schule machen wird. Es hält gleichsam diesen Menschen an beiden Füßen fest; es weiß überdies, daß er gar nicht mehr laufen kann. Ein materialistisches System: Es ordnet alles nach auszählbaren Zwecken, keine Kleinigkeit bleibt ihm verborgen. Wie ein großes Spinnengewebe klebt es über allem und ordnet es dem Berechenbaren ein. Es gibt keine Werte mehr, die um ihrer selbst willen da sind, die das Leben in eine letzte Beziehung zu ewigen Gesetzen stellen. Das erfordert eine gewaltige Organisation, aber schließlich ist es doch eine Kleinigkeit. Man nehme zehntausend Atome Mensch und ordne sie. Was bindet diese Zehntausend außer ihrer Gier? Sie sind ein Leib, der in seine Bestandteile auseinandergefallen ist und sich nur für Augenblicke in triebhaftem Verlangen wieder ineinanderfügt. Welchen Widerstand können sie leisten? Das System aber plant für sie, es erhebt Hunger und Liebe zum Weltprinzip. Nirgendwo bleibt ein Rest.

Aber schließlich weiß man doch, daß ein Mensch eben ein Mensch ist, kein Hund oder ein wildes Tier. Der Mensch hat metaphysische Bedürfnisse, und mögen sie auch nicht mehr echt sein, so bleibt er doch um den Ersatz verlegen. Da wird nun der große Bau dieser materialistischen

Ordnung, die alles echte Leben, wo sie es auch immer noch antrifft, erstickt und tötet, mit einer Ideologie verputzt. Sie ist unecht und unwahr, wie jedes Surrogat unwahr sein muß; sie ist romantisch. Sie ist das staatsbürgerliche Kino.

Daher tröstet dieses System seine Untertanen. Es weiß ja nur zu gut, daß der Mensch Sehnsucht hat, daß er auch heute noch jenes stille, glimmende Feuer in seiner Brust trägt, daß er den Tod fürchtet. So schenkt man ihm seinen Mythos, irgendeine kleine, armselige Verheißung, damit auch er glücklich sei, damit sein Verlangen zur Ruhe kommt. Wie einfach man doch den Menschen erlösen kann, man muß ihn nur kennen.

Ach dieser neue Mensch, der Übermensch. Wie ich ihn vor mir sehe, wie transparent mir heute wieder diese starren, leidgezeichneten Masken sind. Wie furchtbar, wenn man ihm dieses System nimmt, man wird ihm ein neues geben müssen, oder er wird sich selber vernichten. Wie glücklich doch dieser neue Mensch im Grunde ist, den das System in seinem Schoße behütet. Sicher steht er in seiner Welt, deren Bedeutung ihm so vertraut ist, genährt von den Mächten, die ihn beschützen. Er kennt keine Probleme, kein qualvolles Sich-Verzehren. Er weiß nicht, was es heißt, zugrunde zu gehen. Er wird dahinleben, seine Waffe tragen, Kinder zeugen. Er mag fallen, neue werden ihn ersetzen. Seine Person ist nur wenig, er lebt in der Gattung, die durch das große magische Band einer neuen Mystik zusammengehalten wird. Er ist gläubig wie ein Kind, wie anspruchslos er ist, wie er das armselige Evangelium in sich aufnimmt und sich aus Sternen eine Krone bindet. Niemand hat Sehnsucht nach jener Einsamkeit, in der man untergeht. Aber furchtbar ist dieser Mensch, wenn er sich erhebt und seine Herren ihn rufen. Dann ist eine entsetzliche Gewalt in ihm, Todesverlangen, das Bild der Legende ist mitten in seinem Herzen. Er ist Masse, dynamische Einheit, wilder organisierter Taumel, der sich alles unterwirft.

Wie glücklich dieser Mensch sein wird. Man wird ihm alles schenken. Man wird seine Lebensgüter vermehren und seine Kinder in Obhut nehmen. Nichts wird er mehr aus sich selbst tun müssen, alles Quälende wird man von ihm nehmen. Er wird die Freiheit haben, die er braucht, um alles Zwingende und Unaufhebbare in seinem Wesen verwirklichen zu können. Phantasie und Gefühl werden ihren Raum in dieser Ordnung haben, so viel Raum, wie ihn das Leben dieses Menschen verlangt, um sich von der Leere des Tages zu erlösen.

Das alles wird man ihm schenken, alles, was ein Kind braucht, um glücklich zu sein. Essen und Trinken und jene kleine, unsichtbare Differenz, die ihn selbst in dieser Form noch vom Tiere trennt.

Dieser Mensch wird leben nach dem Gesetz, sich vermehren nach dem Gesetz, sterben nach dem Gesetz, glücklich sein. Das Glück ist ein subjektiver Faktor. Die Daseinsplanung, eine ungeheure Ökonomie des Lebens, schlägt alles in ihren Bann.

Ach, dieser Mensch. Er kann es nicht wissen, aus welcher furchtbaren inneren Zerstörung alles dieses möglich sein wird, was sich heute anbahnt. Er ist ein leeres Gefäß, unfähig, sich selbst Gestalt werden zu lassen. Er vermag seine Seele nicht mehr in den Dingen zu spiegeln, keine Quellen, die in ihm sind und zum Meere strömen. Eine kleine Anzahl wird Herr über ihn sein; sie, die sein Leben kennt, seine Wünsche und sein Verlangen, wird ihn behüten. Sie, die nichts repräsentiert außer sich selbst, kein wahres Symbol, das die Vergänglichkeit ihres Daseins zu überdauern vermöchte, sie wird ihn hierhin und dorthin werfen, vernichten und auferstehen lassen. Sie weiß, daß sie es kann.

Selbst in ihrem Leiden noch erkennt man die Stadt. Noch hat sie ihren Geruch bewahrt, dieses große sterbende Tier. Auch Qualm und Feuer vermögen ihn nicht ganz zu ersticken. Dieser Duft der großen Städte. Man braucht nur einen flüchtigen Augenblick in ihnen verweilt zu haben, und man erkennt sie mit geschlossenen Augen wieder. Wie aus den Poren der Steinzyklopen ihr Atem steigt! Welche Farben! Wieviel Krankheit, Wahn und Betörung! Jede aber hat ihr eigenes Leben, ihren Odem, ihre eigene unwiederbringliche Nuance. Der Hauch frißt sich in Deine Lungen.

Was heute als Geist dieselben Freiheiten wie seine Vorgänger für sich in Anspruch nimmt, besitzt doch nur kaum einen wirklichen inneren Zwang, jenen Zwang, gegen den sich die Träger des schöpferischen Gedankens nur zu oft zur Wehr zu setzen versuchten, aus jenem tiefen Selbsterhaltungstrieb, der sich vor der Vernichtung fürchtet.

Heute jedoch hat kaum irgend jemand diese so teure Freiheit verdient.

In einigen Straßen sieht man wieder verkohlte Leichen. Hie und da fahren Lastwagen in der Panik über sie hinweg. Trübe und apathisch sehen die Menschen zu. Keine Faust, die sich zum Himmel reckt, kein stilles Gebet. Kein wilder, verzweifelter Aufstandsversuch. Man trägt alles. Irgendein tiefes Bewußtsein muß sich in diesen Menschen festge-

setzt haben, daß es so sein muß, daß es gar nicht anders geht. C'est la vie. Sinnlos, ihm entrinnen zu wollen.

Überall unter diesen chaotischen Steinhaufen liegen noch Tausende, die keinen Ausweg mehr fanden.

Ich bin ein Globus, der auf einem Finger gehalten wird.

Das Tier geht seinen Instinkten in der Unmittelbarkeit des Unbewußten nach. Es sucht die einfache Erfüllung. Selbst wenn eine Katze die Maus, die sich bereits hoffnungslos in ihrer Gewalt befindet, noch längere Zeit zu quälen scheint, so spricht doch daraus keine eigentliche Grausamkeit, sondern mehr eine Art Ludizität. Der Mensch aber vermag durch die Tatsache seines Bewußtseins die Grausamkeit bis ins Unendliche zu steigern, indem er sich selbst als Subjekt zu dem Objekt seines Handelns in Beziehung setzt und aus Erfahrung und Kenntnis seines eigenen Wesens alle Möglichkeiten der Wollust berechnet. Ja, es gab einmal eine Zeit, in der das Bewußtsein an höhere Werte gebunden war, in der es gleichsam an der Kette lag. Aber nun ist es frei geworden, es hat sich emanzipiert, es hat sich in die Lüfte geschwungen.

Immer neue, künstlichere Pfade sucht der Mensch. Ein abgründiges intellektuelles Tier.

Wie einsam man ist unter diesen Feuern. Wie es keine Brücke gibt. Wie Atome schwirren wir durch den Raum. Keine Brücke zwischen Ich und Du. Wenn der Abend kommt, sind wir allein.

Seit Jahren hat sich etwas in mir aufgesammelt, aber ich weiß nicht, was es ist. Es drückt und quält und bedrängt. Es bohrt wie ein physischer Schmerz in meiner Brust. Ich möchte wohl weinen, aber ich kann nicht. Weinen, wie ein Kind weint, in einem verborgenen Winkel, wo mich keiner sieht, ganz ohne Angst.

Seltsam, auch das Leiden vermag uns nicht aneinander zu ketten. Jeder leidet für sich. Wir sind durch Welten voneinander getrennt. Nur, wo das Gemeinsame, wo der Urtrieb der Existenz in Erscheinung tritt, fühlen wir uns plötzlich verbunden. Wenn eine Mutter ihr Kind sucht. Wenn da ein Hund durch diese Straßen läuft, herrenlos, dem Nichts preisgegeben. Wie entsetzlich das ist, in die Augen eines solchen Hundes zu schauen. Welches dumpfe, gequälte Begehren nach Leben. Hier

wird das Gemeinsame für einen Augenblick Wirklichkeit, die Isolierung wird gesprengt, in die uns der Intellekt geworfen hat.

Wie doch ein solcher Hund, wenn er ein liebendes Auge erspäht hat, zu uns gelaufen kommt. Er verfolgt uns durch alle Gassen. Er hat ein unendliches Vertrauen in die Macht des Menschen. Er weiß nichts von unserer Hilflosigkeit. Er kennt nur den Schrecken des Augenblicks. Morgen kann er für immer vorbei sein. Wir leben in einem unendlichen Heute.

Kaum, daß die Sonne sichtbar wird. Es ist eine große Dunkelheit.

Auch der Tod ist in der Wandlung. Als Christus von Bethlehem nach Golgatha ging, hatte die Welt Angst, und er tröstete sie. Dann aber wurde der Tod zum Freund, ganz weich nahm er die Menschen in seine Hände und drückte ihre Lider zu. Noch im 18. Jahrhundert bleibt er fast unsichtbar, vor der strahlenden Helle des Tages verborgen.

Wieder steht unser Leben vor der Gewalt des Todes. Das Lächeln auf seinem Antlitz ist entwichen. Er zeichnet jede Stunde; seine bleichen, fleischlosen Finger weisen uns den Weg. Wieder haben wir das Geheimnis vergessen, das uns mit ihm versöhnt.

Dies ist der zweite Krieg. Als das Sterben zum ersten Male begann, war eine echte Freude unter den Menschen. Das hatte seine Ursachen. Bis 1914 waren die europäischen Völker in große Lebenssysteme eingebettet, es gab feste, unverrückbare Formen. Aber diese Formen waren innerlich leer geworden. Die wachsten Geister der Zeit hatten das bereits seit langem erkannt und den Schleier von den Dingen fortgezogen; sie hatten das Nichts hinter allen diesen Formen gesehen, und der Hauch des Todes hatte sie in ihrer Einsamkeit berührt. Aber auch die anderen Menschen empfanden die Gesetze ihrer Zeit jetzt als eine furchtbare Last, auch sie spürten ihre innere Leere und wollten sich von ihnen lösen; sie wußten jedoch nicht, was sich hinter ihnen auftrat. Der erste Weltkrieg war mehr als ein gewöhnlicher Krieg; in den Kräften, die er in den europäischen Völkern freimachte, war ein ungeheurer Drang nach Befreiung, ein unbewußtes Verlangen, mit dem alten Leben abzuschließen. Ein Sprung in das Ungewisse.

Die Formen von gestern sind zerbrochen, wenn sie auch noch in großen Trümmern unser Leben überlagern. Noch sind sie nicht endgültig

zerstört, wirken sie weiter in Völkern mit einer ungebrochenen historischen Kontinuität. Aber das Leben in ihnen geht zurück. Das Bewußtsein jedoch, das diesem Leben nachhinkt, steckt noch tief in der Vergangenheit; es wehrt sich gegen das Nichts, wie es sich gegen den Tod wehrt. Das Bewußtsein ist die Welt von gestern.

Deutschland ist geschichtsloser als andere Völker, aus dem kollektiven, wenn auch letztlich tief geistigen Dasein des Mittelalters ist es fast unmerklich zu dem modernen Massenbewußtsein gelangt, in dem sich der Nihilismus der Gegenwart vollzieht. Es fehlt hier die Zeit der großen Differenzierung, durch die andere Völker mit ihrer frühen Vergangenheit verbunden sind. Deutschland wird seine verlorene Geschichte nicht mehr nachleben, dazu ist es zu spät. Seine amorphe Gestalt ist Europa voraus.

Wandern, wandern, ohne Sinn. Draußen am Stadtpark ballen sich Tausende. Große Feldküchen verteilen Mengen an Lebensmitteln, wie man sie bereits seit Jahren nicht mehr gesehen hat, jeder versucht, so viel zu erraffen, wie er nur kann. Ich stehe neben einem alten Schuhmachermeister. Er hat seine Frau verloren, seine Kinder, seine Werkstatt. Sein Leben ist zerstört. Er weiß, daß er nicht noch einmal wieder von vorne anfangen kann. Warum das ist, frage ich ihn; er zuckt mit den Achseln. „Sie sollten sich erschießen“, sage ich, „Mensch, warum leben Sie?“ Er zuckt mit den Achseln.

Dann geht jeder seinen Weg.

Das System wirft ungeheure Mengen an Proviant in die blutende Stadt, um seine Kinder zu nähren. Gleichzeitig evakuiert man Hunderttausende. Man versucht jede Möglichkeit auszuschalten, aus der sich ein Aufstandsherd bilden könnte. Truppen werden eingesetzt.

Es muß schon spät sein; selbst in dem ewigen Grau dieses Tages wird die Dämmerung spürbar, kriecht sie ganz leise durch alle Glieder und legt sich still auf das matte Herz.

Nun, da diese ganze Welt rationaler Zeichen auseinander zu fallen beginnt, da sie sich den gärenden Kräften des Lebens nicht mehr gewachsen erweist, schließen sich die Ursprünge allen menschlichen Daseins in dem Licht des ersterbenden Tages wieder auf. Längst ist Ge-

schichte geworden, was einmal Auftrag und Erfüllung der Geschlechter verhiß. Schon vor Dezennien hatte der dumpfe, seiner selbst ungewisse und in Verlangen verblutende Wille gebieterisch nach der Deutung seines Lebensauftrages verlangt, die ihm niemand mehr zu geben vermochte. Heute, da die Weltvernunft ihren geschichtlichen Mittag längst überschritten hat, kann sie sich der Erkenntnis nicht mehr entziehen, daß ihr alle erfüllenden Inhalte entglitten sind. Von der ganzen Selbstherrlichkeit ihres Wesens ist nichts mehr geblieben als die schablonenhafte Form eines Denkens, dem sich das Dasein in schweren eruptiven Ausbrüchen entrissen hat; das sich als völlig unfähig erweist, seiner Irrationalität gerecht zu werden.

Uralte Bestände aber treten nunmehr aus dem Dunkel des Unbewußten, wohin die Jahrhunderte einer strengen Form sie gebannt hatten, und nehmen von Neuem ihre verlassenen Königtümer in Besitz. Längst vergessene Gestalten wandern in den Tag und schaffen eine unsichtbare und geheimnisvolle Beziehung zu dem Leben der Umwelt, die Bilder des Mythos winken aus einer archaischen Tiefe. Der homo divinus wird in einer letzten Form noch einmal zur Wirklichkeit. Alle diese unbegriffenen Wunder aber lassen den Menschen von nun an nicht wieder los und stellen eine unausweichbare und quälende Frage an seine Existenz, die er nicht mehr zu beantworten vermag, wie tief auch das Verlangen nach Erlösung ihn überfällt. Er treibt. Dunkle Ahnungen würgen ihn, er sieht sich umgeben von den schicksalsbestimmenden Mächten, die ihn gefangen halten, und die er wie ein Chaos in sich erspürt, Sterne, Mond, und die Geister der Erde. Es gibt keine Kategorien mehr, die diese Welt der *disiecta membra*, der ungreifbaren Wesenheiten wieder in eine Einheit zurückformt. Es gibt keine Ordnung mehr.

So knüpft denn ein unsichtbares Band wieder an den Anfang der abendländischen Intellektualität, an jene seltsame Zeit der Renaissance, da der Mensch, seiner neuen Bestimmung noch nicht endgültig bewußt, tastend die Räume seiner Seele durchmaß. Aus dem Mittelalter suchte sich das moderne Denken seinen Weg, voller Unruhe und dunklem Schicksalsbewußtsein, in magische Welten verstrickt. Hier ist die Geburtsstunde des objektiven Geistes, mit einem ungeheuren Willen zur rationalen Weltüberwindung, der schließlich bis in die letzten Sphären drang und nichts mehr ungelöst zurückließ. Heute aber, da sich die Stunde neigt, da sich die große Fragwürdigkeit über alle Dinge legt, treibt den Menschen der Weltgeist wieder durch das unendliche Zwielficht seiner heimatlosen Erde. Unfaßbar steigt jener divinatorische Anfang wieder auf, ohne daß er jedoch der Dinge noch einmal wieder Herr zu werden

vermöchte, in denen sich nunmehr seine ganze Lebensangst verdichtet, vor denen er flieht und sich zu verstecken sucht wie ein gehetztes Wild.

Welch eine seltsame schönheitstrunkene Landschaft. Im Westen sinkt die müde Sonne unter die schwelenden Horizonte, während die tausend Feuer die fallende Dunkelheit wie einen großen Lampion anzünden, um den sich in der Ferne die Nacht mit unendlichen Ringen schließt. Welch ein Anblick für einen Gott. So muß Nero das große Rom erlebt haben, als es sich in der Wollust des Unterganges zu Tode trug.

Ich schließe die Augen, diese gereizten glühenden Lider, die ein langer Tag schwer gemacht hat. Fieberhafte Bilder entstehen, eine gläserne, lichterklirrende Welt mit dem Duft aus vergessenen Ländern. Tanz, Vögel und Blumen, Farben ... Alle Süße von Tlacopan.

Angst und Zittern hat die Menschen überfallen, da die Nacht sich naht. In großen Scharen drängen sie zur Peripherie. Sie wittern das neue Verhängnis.

Die Gassen sind fast erstorben, mit weichem Mund schließt die Dämmerung ihre Wunden. Manchmal blinkt in ihnen ein matter Feuerschein, als wenn sich das Leben noch regen, als wenn es noch einmal sprechen wollte: Sieh, hier bin ich, ich glimme noch, ich glühe, ich spende noch eine verklärende Wärme in diesen Winter, Erinnerung an das große Lohen. Geh nicht an mir vorüber, bald werden die Schneeflocken fallen.

Die Stadt hat das Dekor umgeworfen, und ihr wahres Wesen wird offenbar.

Eine bittere Notwendigkeit treibt mich zu meinem Hause zurück. Obwohl ich die Angst um meine Angehörigen tief in das Unbewußte zurückgedrängt habe, bestimmt sie mein ganzes Handeln. Ich lebe gleichsam in zwei Schichten. Der Intellekt spielt und schlägt den großen Bogen, während es unten brodeln und gärt und zerrt. Plötzlich entdecke ich, wie ich laufe, wie meine Hände zittern, während der Geist die Jahre durchwandert. Ich schaue mich an: Das bist Du, welch eine elende Kreatur, wie hilflos in die Welt geworfen. Wie Du Dich fürchtest, wie arm Du bist, und selbst noch in dieser Stunde zu stolz, es ganz vor Dir zu gestehen. Warum wirfst Du nicht einmal, ein einziges Mal alles fort von Dir, und schreist ganz laut in die Nacht.

Man sollte für diese Stadt eine Totenklage schreiben, voller Liebe und Zärtlichkeit. Nun, da auch der Schein ihres vergangenen Wesens von uns genommen ist, da wir die arme Tote zu Grabe tragen, da wir die Lichter anzünden, um ihr den letzten Weg zu erhellen, dürfen wir alle die kosenden Namen sagen, die der Tag in das Schweigen stößt. Wie doch der Schein uns versöhnt, wie er uns betäubt, wie leicht er es macht, eine tiefe Gewißheit zu vergessen. Es ist schmerzhaft, wenn dieser Schein von dem Bilde der Dinge genommen wird, schmerzhafter fast als die Hand, die uns in das Dunkel wirft.

Diese Stadt trug einen großen Namen in unserem Land. Ihre Türme schauten wohl weit, und ihre Schiffe fuhren auf allen Meeren. Sie war sehr stolz. Welch eine spröde und keusche Frau, ihrer selbst gewiß. Fest standen ihre Bürger auf dem Boden der heimatlichen Erde und blinzelten zugleich doch den Wellen nach, die sich zur Unendlichkeit tragen. Eine geheime Sehnsucht war in ihnen, die sich tief mit der Nüchternheit ihres Tages verband.

Oh, diese Stadt war stolz und frei in einem Lande, das die Freiheit nie gekannt hat. Sie verband Himmel und Erde, die Nähe der Stunden mit einer lockenden, fremden Welt. Sie war sehr streng und verbarg doch in ihrem Innern ein heimliches Verlangen nach der Gelöstheit, nach jenen südlicheren und weicheren Fluren, auf denen die Seele zu tanzen beginnt. Dann war sie Musik. Dann wuch Apollo als Hüter der herben Formen, und Dionysos trat taumelnd auf seinen Plan.

Diese Stadt. In ihr ruhen die Geschlechter und träumen einen langen Traum.

Nun bin ich erschöpft, und meine Glieder schmerzen. Wie ein gestaltloser Klumpen sinke ich auf eine Bank. Menschen mit Stahlhelmen gehen an mir vorüber. Die Front rückt jede Minute näher.

Jetzt erst bemerke ich, wie still es geworden ist. Die Straßen sind leer. Ein tiefes Dunkel hat sich ausgebreitet. Hier und dort stecken die Flammen noch ihre Zungen aus. Die östlichen Horizonte sind blutigrot.

Ich blicke dumpf auf die Pflastersteine. Dann krieche ich in eine Höhle.

Hier nun beginnt das Reich der Schatten. Tief unten, unter der Erde, lauert der Mensch voller Angst. Auf den kargen Holzbetten sitzen die Frauen und lassen die Kinder nicht wieder los; sie drücken ihre kleinen,

weichen Hände. An den Ecken stehen Wassereimer, Sand, Schaufeln, Hacken. Neben mir sitzt ein alter Mann und verbirgt sein Antlitz.

Kaum, daß ein Wort fällt. Ein süßlicher, erstickender Geruch schleicht über die Erde und kriecht langsam zur Decke empor. An den Eingängen sieht man uniformierte Männer. Sie haben die Riemen fest um das Kinn gebunden.

Ich habe mich halb auf ein Bett gelegt, mit einem Fuß stütze ich mich auf den Boden. Ein kalter, feuchter Betonboden. Oben zittert die gelbe Ampel, deren armseliges Leuchten den Raum erhellt.

Hie und dort weint ein Kind. Einmal gehe ich hin und erzähle ein Märchen. Von einem Prinzen, der das Glück fand.

Ich weiß nicht, ob ich geschlafen habe. Es ist eine unheimliche Stille. Ich gehe leise die Treppen hinauf und gelange ins Freie. Über mir wölbt sich der Himmel, tausend Sterne hängen an seiner Krone. Plötzlich ist alles licht geworden, der schwarze Schleier ist fortgerissen. Wie das überwältigt! Die Milchstraße schlägt ihr großes Rad durch die Ewigkeit. Weit, weit in der Ferne dämmern die Andromedanebel. Überall sind die Kerzen angezündet und erhellen den blauen Mantel.

Ich schließe die Augen. Von der großen Eins, die sich vor uns verbirgt, dringt das Licht bis in das Geringste. Es ist mitten in uns allen. Das Reich Gottes ist in der ärmsten Kreatur. Hier ist eine große Einheit, die alles miteinander verbindet. Vor den Türen ihres verschlossenen Hauses aber irrt der gequälte und zerrissene Intellekt auf der endlosen Straße der Welt. Manchmal bleibt er wohl für einen Augenblick stehen und sieht voller Sehnsucht zu den großen Fenstern empor, hinter denen es leuchtet. Einen Augenblick nur voller unsagbarem Heimweh, mitten in einer langen Wanderschaft.

Auch hier wieder dieselbe, unheimliche Stille. Kein Dröhnen von Motoren, kein metallener Dämon im Meer der Luft. Stille.

Unten schlafen die Menschen. Die Erschöpfung ist zu groß. Viele haben ihre Koffer neben sich gelegt und umfassen sie selbst noch zu dieser Stunde. Ihre Gesichter sind ruhiger geworden, in manchen spiegelt sich ein heimliches Glück. Sie haben den Tag vergessen. Der Zustand des Unbewußten führt uns in die Vergangenheit zurück, wir fühlen uns wieder geborgen, in der gewohnten Bedeutung der Dinge. Eigentlich leben wir heute alle in zwei Welten. Eine, die unser Verstand mechanisch er-

faßt, die Welt der Zerstörung, in der uns alles aus den Händen gleitet und die wir dennoch nicht begreifen, und jener anderen, die nie wiederkehrt. In seinem eigensten Wesen lebt der Mensch aus der Erinnerung. Das geht jeden Tag, er sieht und hört und riecht, alle seine Sinne greifen das Unmittelbare, aber in seinem Inneren bildet das alte Symbol die Dinge immer noch ab. Es umschließt eine Welt der Ordnung, der transparenten Beziehungen. Eine Welt, in der der Mensch einen Teil eines vernünftigen Ganzen bildet. Er hat Vater und Mutter und lebt in den Enkeln fort.

Warum will der Mensch das Gestern? Wie wäre es, wenn er einmal ein großes Ja zu seinem Dasein spräche, zu diesem ganz unmittelbaren, barmherzigkeitslosen Dasein. Wenn er sich ihm ganz hingeben würde, wie man sich einer Geliebten hingibt, bedingungslos? Ganz Gegenwart, und sei es auch nur für einen einzigen Augenblick? Welches Messer würde er sich in die Brust stechen.

Wieder liege ich, aber ich kann nicht schlafen. Die Luft wird unerträglich. Ganz langsam fallen die Gegenstände dann auseinander, verschwimmen, wird die Ampel ausgelöscht. Eine traumlose Nacht beginnt.

Eine hektische Unruhe reißt uns alle aus dem Schlaf. Draußen schreien die Sirenen, gellen von allen Dächern über die toten Straßen der Stadt, schriller Choral aus tausend Pfeifen, ebbten in das Nichts und heben wieder an. Das wiederholt sich, ich weiß nicht, wie viele Male. In der Luft ist ein dumpfes Dröhnen.

Befehle werden gerufen. Menschen eilen hinaus, Gesichter und Stahlhelm wachsen zu einer Linie.

Es treibt mich hinaus. Eine Sehnsucht, deren Wesen ich nicht begreife, ein unheimlicher Trieb.

Jetzt ist der Himmel zerschnitten, und die weißen Messer der Scheinwerfer bohren sich durch die Nacht. Strahlenbündel, die sich umschließen, große, leuchtende Pyramidenspitzen, dann wieder einsames Gleiten durch Dunkelheit. Ein undeutbares Bild fließender Konturen. Abstrakt und doch traumhaft, wie aus dem Vergessen zurückgeholt. Viele kleine, silberne Blätter tanzen in der Luft.

Monotones Dröhnen.

Nun aber peitschen die ersten Bomben, schluchzen, heulen, fallen dumpf auf die nackte Erde. Der erschütterte Boden zittert.

Aus unzähligen Mündern schleudert sich das Feuer. Ein apokalyptischer Jazzakkord. Ein ekstatischer Tanz aus Eleusis. Das wirbelt durch alle Räume und webt ein unsichtbares Leichentuch. Der Untergang naht mit verbrennendem Odem, und seine glühende Zunge leckt über die Straßen. Das große Tier ist auferstanden.

Taghell sind die Konturen der Stadt; Feuer und Tränen.

Ich weiß nicht, wie lange das alles dauert. Ich habe meinen Rücken an eine Wand gepreßt und stehe wie gebannt. Dann aber erwacht etwas in mir, etwas Unbeschreibliches, was tief verborgen war. Ein unwiderstehlicher Drang nach Befreiung, nach der Verschmelzung mit diesem Tode als einer höchsten Wirklichkeit. Ein Verlangen nach Lösung, Unendlichkeit zu werden, im Nichts zu fließen.

Das Schreien der Horizonte wird orgiastische Musik. Alle Ursprünge steigen auf. Die Kategorien der Vorstellungsweise blassen in die Nacht, Raum und Zeit stürzen in den Mutterschoß der Dinge, um sich in betäubender Verschlingung dem Weltgeheimnis zu einen.

Eine furchtbare Wollust schüttelt meine Glieder. Überall fallen die Himmel auf die Stadt.

Dann ist alles wieder ganz fern, irgendwo in den östlichen Teilen, oder um vieles weiter.

Stille. Es ist verklungen. Nur die Feuer brennen und überziehen den Äther mit einer blutigen Kruste. Alle Farben zeichnen sich ab, alle Übergänge. Ein feines, kaum mehr erkennbares Gelb spielt sich schließlich in das nächtliche Blau.

Duft über späten Städten. Brandig, ätzend und mit der süßen Schwere des sich vollendenden Sommers untermischt.

Unten kauern wieder Menschen, hocken, haben sich ganz in sich hineingezogen. Noch hat sich die Spannung in ihren Gliedern nicht gelöst. Noch ist alles verkrampft, die Züge in ihren Gesichtern spiegeln eine unbestimmte Entschlossenheit. Eine innere Bereitschaft, zum Sprunge anzusetzen. Noch würgt die Lebensangst in ihnen.

Mich überfällt ein elender physischer Schock. Ich beginne zu zittern und das Blut schießt durch meine Adern. Sicher habe ich Fieber. Dazu eine entsetzliche Verzweiflung. Die Visionen sind von mir gewichen,

der graue, erbarmungslose Alltag drängt sich überall auf. Was soll das alles, wie zwecklos ist das, warum müssen wir immer weiter gehen?

Schließlich überwältigt mich der Schlaf. Als ich erwache, bin ich fast allein. Die Menschen sind bereits fortgegangen, einige Frauen säubern den Keller. Ein uniformiertes Individuum stößt mich unsanft an: „Wollen Sie hier ewig schlafen?“ Es dauert einige Sekunden, bis ich die volle Orientierung wiedergewonnen habe. Dann aber fällt mir alles wieder ein. Ich springe von der Holzpritsche und schnalle meinen Gürtel um.

Was ich jetzt noch tun kann, ist mir völlig klar geworden. Ich werde alle meine Bekannten aufsuchen, um mich bei ihnen nach meinen Angehörigen zu erkundigen. Was sollte ich sonst machen? Ich kann es nicht glauben, daß sie tot sind. Ich will es auch nicht, ich zwingte diesen Gedanken in das Unbewußte zurück.

Ich bin total verdreckt. Überall klebt der Schmutz. Während ich in Gedanken die Straße hinuntergehe, brüllt mich plötzlich einer an: „Können Sie nicht grüßen? Für Sie ist der Krieg wohl schon zu Ende!“ Ach, mein Gott, da ist so eine Kreatur an mir vorbeigelaufen. Mich überfällt eine hemmungslose Wut. Ich laufe rot an, schaue ihm in die Augen und schreie so laut ich kann: „Ich habe jetzt an etwas anderes zu denken!“ Dann gehe ich weiter, ohne mich umzusehen. Diese psychologisch unerwartete Reaktion hat den Mann benommen. Schweigend zieht er davon.

Ich begreife, warum diese Leute keine Revolution machen. Alle großen Revolutionen sind an ihnen vorbeigegangen. Merkwürdig, diese deutsche Geschichte steht doch weitgehend außerhalb des europäischen Verlaufs. Alle ihre Versuche, aus dem Mittelalter auszubrechen und die moderne Entwicklung ganz durchzuleben, sind gescheitert. Bauern, Bürger und Arbeiter haben sich daran versucht, aber ohne Erfolg. Der Einzelne wohl hatte in sich eine einmalige Vollendung erreicht, er umspannte in Goethe die ganze Welt und erhob sie in Beethoven aus einem letzten Schmerz in die Sphäre göttlicher Verklärung – doch blieb er durch einen Abgrund von seinem Volke getrennt. Das mag in einem gewissen Grade überall der Fall sein, aber nirgends so ungeheuerlich wie bei uns. Nirgendwo ist der Bogen so weit gespannt.

Es wäre töricht anzunehmen, daß man im 20. Jahrhundert noch ein ganzes Weltzeitalter wiederholen kann. Und wie auch? Man setzt sich ja nicht hin und macht Geschichte, nach einem rationalen Plan. Man kann

feststellen, woran es gefehlt hat, welche Entwicklungsumstände ausblieben, wobei es doch schließlich zweifelhaft sein mag, ob eine völlige rationale Auflösung möglich ist. Das Bestreben, die Umstände zu ändern, setzt zum mindesten eine innere Notwendigkeit, ein Wollen in der Tiefe voraus, wenn es gelingen soll. Dieses Wollen fehlt vollkommen. Aber selbst, wenn es da wäre, wer glaubt wohl heute noch an die Wiederholung der bürgerlichen Emanzipation oder an einen plötzlichen, gleichsam voraussetzungslosen Sprung des Proletariats aus dem Zwang in die Freiheit? Es ist jedoch müßig, darüber nachzudenken, weil das deutsche Volk in seiner Weise Geschichte gelebt hat, weil es als einzige europäische Nation heute in einem beinahe geschichtslosen Sinne modern ist, der es verbietet, noch einmal bei Voltaire wieder anzufangen. Es ist sein Mangel an Form, der es dazu befähigt, sein Mangel an einer individualistischen Kultur, die doch einmal in der Auflösung des Individuums in das absolute Nichts endet, weil es schließlich nichts mehr über sich anerkennt.

Dieses Land ist modern, ohne sich ausgelebt zu haben. Der Einzelne gilt nichts, aber er hat noch nie etwas gegolten. Man soll die anderen europäischen Völker nicht unterschätzen, die Stärke ihrer Traditionen, die Zähigkeit ihrer Kraft. Aber dieses Volk hat ein furchtbares Reservoir, es ist ohne Kontinuität, unberechenbar und gegenwärtig im Sinne einer hemmungslosen Zerstörung. Es ist eine Kombination von Barbarei und Zukunft.

Viele glauben, daß diese beiden Dinge weit auseinander liegen, sie glauben immer noch, daß uns der Weltgeist dazu bestimmt hat, als Ganzes uns zu vollenden. Aber nur dem Einzelnen ist es gegeben, diese Vollendung in sich zu verwirklichen, zu jeder Zeit und zu jeder Stunde ganz und in bewußter Gestaltung er selbst zu sein.

Schließlich gibt es noch ein Argument: Wenn das Volk heute nicht aufsteht, heute, wo ihm sein ganzes Leben vernichtet wird, wird es nie aufstehen. Aber es wird geduldig sein, es wird alles tragen und auf einen neuen Tag warten.

Der große Exodus geht ununterbrochen weiter. Auch in der gestrigen Nacht sind wieder Zehntausende obdachlos geworden, und die Zahl der Toten ist unübersehbar. Lebende Fackeln wurden angezündet und brannten auf den Straßen nieder; der glühende Asphalt schwamm. Wieder sind die Himmel verdunkelt, sprüht der Ruß und legt sich auf grüne Blätter.

Ununterbrochen fahren Lastwagen durch die Stadt und sind bis zum Rand mit Flüchtenden gefüllt. Die Panik kennt keine Grenzen. Andere jedoch wollen bleiben, sie wollen mit ihrem Besitz zugrunde gehen. Es gibt auch einige, die es einfach nicht fassen können. Sie vertrauen auf ihren Stern.

Man glaubt nicht, wie viele Menschen hier leben. Gestern schon, dachte ich, müßte der Leib dieser Stadt leer geworden sein. Aber in ihren Todeskrämpfen werden immer neue Massen ausgespuckt. Dennoch hocken sie in den Winkeln und Kellern und klammern sich an die Habe. Ihre Augen flackern.

Alles vollzieht sich in einer Art Dämmerung, in der Dämmerung dieses Sommers, der über uns lastet. Man braucht nur die Augen zu schließen, und man sieht die lasziven Faune in den Olivengärten.

Wenig später treffe ich einen alten Freund. Ich hätte ihn kaum wiedererkannt. Er trägt ein schmutziges, an den Armen aufgekrepeltes Hemd und zieht einen Holzkarren. Ganz schnell rennt er mit diesem Wagen durch die Straßen, wie ein Kuli.

„He“, rufe ich, „was machst Du? Hat man Dich auch auf Deine ursprünglichen Bestandteile reduziert?“ Sein Gesicht verzerrt sich. Offenbar ist ihm diese Bemerkung unangenehm. „Hier gibt es nichts zu lachen“, sagt er, „Du solltest Deine Schnauze halten“.

Dennoch kommen wir ins Gespräch. Natürlich, wenn es den Leuten an den Kragen geht, werden sie unzurechnungsfähig. Er spricht von Rache. Direkt fragt er mich: „Willst Du die Hand für diese Mörder erheben?“ Nein, das will ich nicht. Aber ich will auch keine Rache. Vielleicht bin ich nur zu müde dazu. Rache für was? Rache heute und Rache morgen und Morden heute und Morden morgen, bis uns das Blut in die Kehle strömt. – Ich kenne diesen Menschen, er sagt es nicht, um sich dem System zu leihen. Es ist ein primitiver Aufschrei des Instinkts. Er will Rache für die Phosphorkanister, die unsere Kinder verbrannten. Rache für einen Krieg, der keine Grenzen mehr kennt.

Ich bin mir nicht ganz sicher. Ich versuche, das Problem zu analysieren. Ich versuche abzusehen von jenem elementaren Haß auf diese Machthaber, deren Köpfe ich wie Caligula abschlagen möchte, selbst wenn dieser Akt meine Vernichtung einschließen müßte. Wir haben es hier mit einer ganz neuen Form des Mordes zu tun. Der letzte Mörder, so viehisch er auch immer sein mag, vollzieht eine menschliche Begegnung mit seinem Opfer, er muß ihm noch einmal in die Augen sehen,

bevor er den entscheidenden Schlag tut. Das ist wohl grauenhaft, eine Verirrung, eine menschliche Verirrung. Aber eben eine menschliche Verirrung, die äußerste Peripherie eines Kreises. Hier aber ist eine ganz neue Form geschaffen, die sich in der Anonymität verbirgt. Es wird dem Menschen ganz leicht gemacht, ein Mörder zu sein. Der Mörder von gestern gleicht dem Handwerker der alten Zeit, der das vollendete Produkt aus den eigenen Händen gehen läßt. Der moderne Mörder ist eine Art Industriearbeiter, er legt eine Schraube auf das Fließband, ohne das Auto je zu sehen. Der Mörder von gestern wird vielleicht ohne Reue sterben, vielleicht aber, vielleicht wird er in seiner letzten Stunde jene Augen sehen, deren hilfloser, flehender Blick um das Leben bat. Vielleicht wird er dann wie der Schächer aus Schuld in die große Gnade kommen. Aber dieser andere Mörder, er hat die Augen nie gesehen, er ist ein Glied in einem technischen System, eine Funktion, dieser Mörder ist kein Mensch mehr, ihm geschieht das Furchtbarste, was einem Mörder geschehen kann.

Nun aber, was hat das mit der Rache zu tun? Aber gerade hier ist der entscheidende Punkt. Man kann sich an Menschen rächen, aus dem Verhältnis vom Ich zum Du, selbst wenn dieses Du im Augenblick unsichtbar ist oder sich in Millionen zerspaltet. Aber wo soll man sich hier rächen, an wem?

Unbewußt fast bin ich zu dem großen Platze gelangt, auf dem früher die Tauben gurrten und mit wiegenden Köpfen herumspazierten; oben, unter der schlanken Spitze der großen Kirche, hatten sie ihre Nester.

Die Kirche scheint unberührt, aber ihr Blick schaut fremd in die Welt. Die Feuer haben ihre Eingeweide herausgerissen, wie ein Skelett ragt sie in den Himmel. Wie lange noch wird sie ihren Tod zu verbergen suchen?

Dieser Platz hat eine seltsame Geschichte. Es ist lange her, länger als man zu denken wagt. Da stand einmal auf ihm ein deutscher Philosoph. Er sah den Markt, die Frauen, das Gewimmel. Es gab Kirschen und Erdbeeren, die roten Backen der Äpfel lachten in die pralle Sonne. Wie schön das alles eingerichtet ist, dachte da dieser Mann, welche Gnade eines vernünftigen Gottes. Alles greift ineinander, trägt seinen Zweck wie Zeichen auf der Stirn. Er freute sich, denn er sah das Licht strahlend ausgebreitet. Alles war ohne Fehl.

Alter Reimarus, wann bist Du gestorben?

Im Hafen liegen versenkte Schiffe. Wie Walfische ragen sie aus dem Wasser; tote Robben, die ein Sturm an den Strand getrieben hat. Daneben fahren die kleinen, nervösen Boote, mit Menschen besetzt.

Der Fluß wälzt sich wie ehemals in das Meer.

Immer, wenn ich diese Menschen sehe, wie sie durch die Tore ziehen und die Stadt in ihrem Elend allein lassen, denke ich daran, daß sie nicht die ersten sind.

Wer wird sich daran erinnern, wenn man ihn fragt? Gestern, es ist noch nicht lange her, es war Nacht und die Gassen schwiegen. Da zogen sie hinaus. Alte Männer und Frauen, Kinder, gebrochene Kreatur. Draußen, weit vor den Mauern, wartete der Tod und breitete die Arme aus.

Wer wird sich daran erinnern? Heute, da das Leiden vor niemandem halt macht? Die Geißel der Vernichtung ist auf uns zurückgefallen.

Es war ihr Schicksal, zerstreut zu sein. Es war ihr Schicksal, in der Heimatlosigkeit der Welt zu leben. Die Größten unter ihnen aber erkannten dieses Geschick als eine Verheißung. Sie überwandten alle Grenzen, sie gaben sich allem hin. Sie wollten ganz Welt sein. Vorbote eines Kommenden: der Pfahl im Fleische der Geschichte.

Als sie dahinzogen, Große und Kleine, Enge und Liebende, wandte ich mich ab. Ich wusch meine Hände.

Sie trugen einen Stern, den Stern, der zu Bethlehem aufging und über Golgatha in die Nächte fiel.

Jetzt ist es Mittag, und die Sonne hat ihre höchste Kraft. Ihr Leuchten dringt durch den Ruß und die Asche und erweckt auch die letzte Kreatur. Wie eine vage Hoffnung fließt es durch die Sphären.

In den Kellern, auf denen die Trümmertürme lasten, ruhen die Toten. Tiefer noch schlafen die Urwelttiere, in traumloser Nacht. Hier klingt mein verhallender Schritt. Ich wende mich um, ach, meine Hände möchten ihn greifen

Das Leben wird weitergehen. Um uns ist Erde und deckt uns zu.

Irgendwo setze ich mich nieder. Ein Rasenplatz, aber schmutzig und mit weggeworfenem Zeug bedeckt.

Einige alte Leute sitzen hier noch. Minutenlang spricht niemand ein Wort. Dann beginnt eine Arbeiterfrau zu erzählen. Sie breitet ihre Erinnerungen aus. Von Bismarck ist die Rede, vom Sozialistengesetz – ja, sie hat alles miterlebt, Krieg und Frieden. Freude und Not. Ganz beziehungslos erzählt sie das, so, als ob die Welt bereits seit langem geendet habe. Unsichtbar nur formt das Ereignis die Sprache ihrer Worte.

Daneben grunzt ein Mann, sinnlos, in stereotyper Pausenfüllung: „Wir sind alle Idioten“. Das klingt wie ein dumpfer Schlagzeugton in dem Wimmern verstimmter Geigen.

In der Hitze dieses Mittags schlafe ich für einen Augenblick ein. Für einen Augenblick nur wird mein Bewußtsein in das Vergessen getaucht. Im Wachen sind wir einsam, ein demokratisches Atom in der Unendlichkeit der Welt, es gibt keine Brücke. Allein kriechen wir aus dem Mutterleib, und allein werden wir wieder hinaus getragen. Wir ringen und suchen ohne zu finden. Die Grenzen sind abgesteckt.

Im Schlafe aber sind diese Grenzen gesprengt. Schlafen ist die höchste Genialität, so hatte es Kierkegaard einmal ausgedrückt. Im Schlafe ist alles Zerrissene wieder ineinandergefügt, die Einheit wiederhergestellt. Mensch und All rücken zusammen. Das Nichts wird zum höchsten Gott, der strömend durch die Dinge fließt. Im Schlafe sind wir zurückgenommen in eine letzte Geborgenheit.

Die Sehnsucht nach dem Tode ist die Sehnsucht nach Gott. Der Drang nach Vernichtung, der unsichtbar in allem Kreatürlichen lebt, ist ein heiliges Heimweh.

Das Bewußtsein schlägt eine große Kurve. Es wächst aus dem dumpfen, gefühlten Rhythmus der Dinge hervor und wirft sein Leuchten über die Welt. An ihm wird der Mensch zum Menschen, begreift er sich als Individuum, sieht er sich in ewige Gesetze gestellt. Glied einer Kette, die zur Unendlichkeit weist.

Das 18. Jahrhundert ist der Höhepunkt des Bewußtseins, seine einmalige Zeit. Es ist ganz formende Kraft geworden, es beherrscht das Leben, es durchdringt seine letzten Heimlichkeiten. Immer aber erscheint es gebunden an unverrückbare Kräfte, die es durchleuchtet und an den Himmeln des Geistes spiegelt. Der Mensch ist eine gestaltete Einheit.

Das moderne Bewußtsein ist ein König ohne Reich. Es hält nichts mehr zusammen. Die Triebe zerflattern.

Wieder beginnt eine neue Wanderung. Wie hilflos man ist. Kaum, daß ich noch weiß, was ich suche. Aber irgend etwas wehrt sich in mir gegen diese Nähe der Dinge. Nach einem Augenblick ist sie vergessen. Dann träume ich, und es ist wie gestern. Das Haus und der Flieder im Garten. Wie gestern.

Werden diese Bilder einmal hinter meinen geschlossenen Lidern sein? Diese Folie aus Blut, auf der die zerrissenen Glieder treiben? Wird mich das einmal begleiten, bis es endlich überwunden ist, nicht durch Erinnerung, sondern durch Wahrheit? Durch eine neue Wahrheit, die das Leben gebiert? Wir wohnen mit den Toten.

An den Häusern werden Plakate angeschlagen. „Wer plündert, wird erschossen“. Man spricht davon, daß bereits eine Reihe von Exekutionen vorgenommen sind; auch Politische sollen darunter sein.

Gerüchte werden verbreitet, daß eine Typhusepidemie ausgebrochen sei. Man rät dringend davon ab, Wasser zu sich zu nehmen, obwohl es faktisch in der gesamten Stadt überhaupt kein Wasser gibt. Die Menschen sind furchtbar aufgeregt, überall sieht man noch Leute ihre Koffer packen.

Mir scheint es überhaupt kein Ende zu nehmen.

Ach, was ist so ein Mensch? Welchen Wert besitzt er? Wozu hat ihn die Philosophie gemacht? Wie lange ist es schon her, daß er noch im Zentrum stand? Alle Dinge waren auf ihn bezogen, um seinetwillen sandte Gott seinen eingeborenen Sohn, seine Seele war aus dem Nichts geschöpft. Jeder Einzelne war etwas, etwas Unwiederbringliches, nach dem unendlichen Bilde angefertigt. Die Inflation hat ihn an die Peripherie geworfen.

Wie lange schon hat sich die Philosophie bemüht, das Licht der reinen Vernunft über ihn auszugießen, zögernd zuerst, aber dann immer selbstgewisser. Welche Göttin betete man an?

Man nahm dem Menschen seine Ketten. Man schenkte ihm die Glückseligkeit. Er sollte ganz auf seinen Füßen stehen, als ob er laufen könnte. „Du Mensch“, sprach man zu ihm, „Du Mensch mit Deinem Palmenzweige, siehe, es ist alles neu geworden“.

Man gab dem Menschen eine neue Stellung in der Natur. Er war ihr höchstes Produkt, ihr feinsten Apparat, ihre komplizierteste Maschine. Ihr rationaler Faktor. Welche Hoffnungen konnte man an ihn knüpfen! Welcher Ausblick auf eine neue Welt! Welch eine Religion chiliastischer Gesichte!

Was ist ein Mensch? Ein Mensch ist eine Laus. Ein Gewehr, eine Uniform, eine Schraube. Jedes ihrer Bestandteile will mit Sorgfalt hergestellt sein, von vielen entfernten Punkten erst fließen sie zu einem Ganzen zusammen. Wie schwer sind sie zu ersetzen.

Welche Sorgfalt muß man nicht für eine Waffe aufbringen! Sie will gepflegt sein, sie wirbt um die größte Aufmerksamkeit. Vergißt Du sie, so wird sie sich rächen. Ja, selbst ein Hund oder ein Pferd will in den Mittelpunkt gerückt sein. So ein elender Köter, wenn er nicht mehr will, versagt alle Gewalt. Man muß sich eben den Daseinsbedingungen oder den mechanischen Voraussetzungen anpassen. Leben wir denn etwa alleine?

Aber Menschen werden täglich geboren, und der Lustgehalt, der mit ihrer Erzeugung verbunden ist, garantiert für die Konstanz des Vorganges. Welchen Wert haben sie? Welch ein erbärmliches Stück Natur, in dem sich die Materie aus Langeweile zum Bewußtsein geformt hat. Man kann sie mit Polypenarmen umfassen, treten oder füttern, kosen und morden, sie sind der einzige berechenbare Faktor in einer unberechenbaren Welt.

Was ist der Mensch? Der Mensch ist das, was wir selber sind.

Neben den Zivilisten tauchen nun immer mehr Soldaten in der Stadt auf. Auch hat man Sklaven aus den Lagern herbeigeführt, um die Leichen zu suchen. Bei der sommerlichen Hitze fürchtet man die Verbreitung von Seuchen; die verwesenden Körper bilden eine neue Gefahr. Chlor wird gespritzt.

Ich habe seit dem letzten Abend nichts mehr gegessen. Der Hunger klopft. Ich beeile mich, an eine Sammelstelle zu gelangen. Auch heute wird wieder an vielen Punkten der Stadt Essen ausgeteilt. Man hat erstaunliche Mengen herbeigeschafft.

Manchmal denkt man - und sei es auch nur für den Bruchteil einer Sekunde - daß man alles schon früher erlebt hat. Man sieht da ein Bild, ein gewöhnliches Bild dieses Tages, plötzlich weiß man, daß es schon einmal war. Irgendwann und zu irgendeiner Zeit. Nicht die platonische Idee, sondern derselbe Vorgang oder vielleicht etwas Ähnliches. Das geht sehr schnell vorüber, ohne sich ganz in die Klarheit des Bewußtseins zu erheben. Ein Empfinden von der ewigen Wiederkunft.

Wir alle, jeder Einzelne von uns, trägt die ganze Menschheit in sich. Da sind Erfahrungen von Jahrtausenden, Freude, Sehnsucht und Leid, aber tief in uns eingesenkt; kein Lot kommt auf diesen Grund. Wir wurzeln alle in dem Beginnen und tragen die Geschlechter in uns. Manchmal steigt das für einen Augenblick auf, ein Wiedererkennen voller Angst.

Es kann Jahrhunderte dauern, Jahrhunderte strengen Lebens, bis plötzlich etwas Verlorenes dieser Tiefe entrissen wird.

Der Mensch ist eine geologische Formation. Oben ruht der Humus, und die Lichter des Tages fallen auf seine Decke. Unendliche Schichten weisen in eine unbekannte Tiefe. Eine versunkene Weltzeit zieht an uns vorüber. Unten aber, ungreifbar für diesen lichterzitternden Sphäros, gärt eine formlose Kraft.

Jeder Einzelne trägt das in sich, den ungreifbaren Mittelpunkt, Äonen, Vater und Mutter und jenes schmerzhaftes Heute, das in das Morgen fließt.

Der Mensch ist der tiefste Brunnen.

Francisco de Goya y Lucientes: Mehr noch als Callot entdeckt er zum ersten Male das Tier im Menschen. Eine tiefere und unendlich grauenhafte Realität, die dem Lichte des Tages entzogen ist. Schmerz und Zynismus und Ekel. Unerreichter Meister, durch die nunmehr vordergründigen Formen sinkender Geschlechter, jene verborgenen Mächte zu fassen, die, dem Vergessen entstiegen, nach Verwirklichung drängen. (... Der spanische Hof).

Demaskierung alles Lebendigen. Probe auf die Echtheit.

Man flieht vor sich selbst. Wenn man sich doch erlösen könnte. In solchen Stunden steht alles wieder auf, alles, was man in einem ganzen Leben gedacht und von sich abgeworfen hat, alles fällt auf Dich zurück. Eine Hand faßt an Deine Gurgel und drückt sie zu.

Eine solche Stunde ist wie ein schwerer Traum. Man sieht den Abgrund vor sich, man klammert sich an die letzten Steine, oh, es hilft

nicht, sie lösen sich, sie fallen. Nur einen Augenblick noch ... einen Augenblick ...

Es gibt kein Erwachen.

Mein Gesicht ist schwarz. Meine Stiefel drecküberkrustet. Klick, klack – die Nägel schlagen auf das Pflaster. Automatisch erhebt sich die Hand zum Gruß. Auch heute vergißt niemand, was er sich schuldig ist.

Endlich bin ich eingeladen worden. Der Abbe Galiani wird dort sein. Welch ein Abend

Ich bin auf einem großen Felde angelangt. Hundert Zelte sind aufgeschlagen, Menschen tappeln durch die verwirrenden Wege. Viele sitzen und scheinen auf einen Aufbruch zu warten. Wer führt diese Heere nach Samarkand?

Ich werfe mich auf den Rasen nieder. Meine Hände krallen sich in die Erde. Du, Mutter, nimm mich zurück.

Wie ein unendlicher Bienenschwarm summt es um mich herum, Holzkisten werden hin und her geschleppt, die Kinder schreien, hier und da gibt es erregte Auseinandersetzungen. Alle wollen sie fort.

Tausende sind versammelt. Ihre hektischen Bewegungen verraten eine kaum mehr zu unterdrückende Unruhe. Bevor die Dämmerung in die Stadt kriecht, müssen sie ihre Tore verlassen haben. Wie Pflanzen spüren sie den sich neigenden Tag, und seine langsam verlöschenden Kräfte schwingen in ihnen nach.

Die Unruhe dieser Herde nimmt kein Ende, es strömt unaufhörlich, von der Peripherie zum Zentrum, vom Zentrum zur Peripherie.

Ich aber liege auf dieser Erde und habe meinen Leib an sie gedrückt. Für einen Augenblick gibt das Ruhe, ihre Brüste decken mich zu. Nun aber geht plötzlich eine Melodie durch meine Erinnerung, kaum greifbar zuerst, aber schwellend dann wie ein Weltgesang, chromatische Phantasie aus allen Orgeln:

*Wenn ich einmal soll scheiden
Dann scheide nicht von mir*

Erlösung, welches ewige Ringen von Geschlecht zu Geschlecht, Sichtbarkeit des verborgenen Gottes, welche unendlichen Nächte, Angst, welches Licht.

Es überkommt mich mit physischer Gewalt. Meine Glieder sind wie geschüttelt. Hier liege ich, Deine verlorene Kreatur, verlassen und in die Tiefe gestoßen, Dein Sohn Kain, lösche die Flamme nicht aus, durch die Du Dich mir verbunden hast.

Nichts ist wahr, aber es will Wahrheit werden.

Es gibt Stufen des Leidens. Da ist jenes Leiden, das wiederkehrt. Scharf wie ein Messer schneidet es in das Herz, aber es tötet nicht. Der Blick einer Frau im Vorübergehen. Du begreifst daran Deine Einsamkeit, dieses dunkle Verlangen nach einer versöhnenden Liebe. Wie viele Tage zittert es nach und Du wächst.

Aber da ist ein Leid, das uns zerstört. Unzählige macht es stumm. Es verhärtet sie, es schließt ihre Herzen, es stößt sie in den Tod. Den Menschen ist eine Grenze gesetzt. Das Feuer verbrennt sie; wie erloschene Krater bleiben sie zurück. Wenn dieses Leiden über uns hingegangen ist, folgt eine große Stille.

Wer aber ist unter uns, der diese Stille zu überwinden vermag? Wer ist es, der seine befleckten Hände in diesem großen Schweigen in Wasser taucht? Wer wird auferstehen, nachdem der Tod in uns allen war, auferstehen und eine neue Sprache reden?

Das Leiden, das über den Tod zum Leben führt, ist die größte Gnade, die einem Menschen widerfahren kann. Aber das ist nicht auszusprechen. Diese Auferstehung aus Erde, diese langsame Erhebung, das gestammelte Wort

Die Schöpfung ruht im Licht des ersten Tages.

Es ist sehr schwer, sich aus dem Nichts herauszufinden. Wir sind nicht die ersten Menschen, die an einem Abgrund stehen. Im 17. Jahrhundert waren einmal alle Schlünde weit aufgerissen. Viele Jahre ging die Vernichtung über das Land; es folgte ihr der Tod mit einer roten Kappe.

Auch in diesen Jahren offenbarte sich das Tier im Menschen, schien es keine Brücke mehr zu geben, die über den Abgrund führt. Aber in der Stunde der letzten Verzweiflung riß Gott seine Wolken auf und blendete.

Niemals ging der Glaube an den Sinn verloren. Mit diesem Glauben ging man in die Hölle und ging aus ihr heraus.

Wir aber tragen die ganze Last des Vergangenen wie ein Bündel Müdigkeit mit uns.

Es war Sturm, und wir saßen auf seligen Inseln. Ganz fern schienen uns die anderen zu sein, und sie beteten zu ihren Göttern. Wir waren durch eine Welt getrennt. Wir verachteten sie, wir neideten ihnen das Glücklichein. Wohl erkannten wir ihr Elend, aber wir hatten zugleich alles Recht verloren, es ihnen zu nehmen. Welches Recht hatten wir, welches Recht haben wir heute? Welches Recht, diesem Menschen das Feuer zu stehlen und ihn dafür in die Leere zu stoßen?

Schließlich: was trennt diese moderne Intelligenz von der modernen Masse? Was trennt uns? Ein Unterschied der Intellektualität. Sie essen dieses kümmerliche, neue Brot des Lebens, weil sie Hunger haben. Wir aber sitzen im Kuckucksnest und spiegeln unsere Einsamkeit.

Wie uns der Hunger quält! Wie wir sie unter uns sehen Wie das weh tut, wenn sie in Sättigung schlafen. Aber wir können dieses Brot nicht essen, die Mahlzeit ist uns zu schal, wir haben alles schon einmal gekostet und fortgeworfen.

Oben spielen wir mit den Glaskugeln unserer Freiheit.

Wir wissen alles: Nur dieses Eine nicht, warum wir sind.

Der echte geistige Mensch lebt in der Persönlichkeitsgemeinschaft; er ist die Spitze eines sinnvollen, durch die Idee gebundenen Ganzen.

Der moderne Geist ist das einsamste Atom. Allein fliegt er durch den unendlichen Raum, während sich die anderen in wildem Taumel vereinigen. Er verachtet sie, aber welches Recht hat er dazu, wenn ihn nicht ein höheres Gesetz dazu zwingt? Welches Recht hat er noch, welches Recht außer diesem einen: Sich auszulöschen.

Der totalitätssüchtige Mensch dieser Gegenwart sucht einen neuen Mythos: Die faschistische, die katholische, die kommunistische Legende.

Das geistige Individuum ist wie erlöschendes Feuerwerk vor einem dunkelnden Himmel. Es spielt noch einmal seine Rolle, es trägt seine

buntesten Kostüme Oh, sein Witz ist unerschöpflich, das Konfetti verdeckt eine leere Wand.

Die Erde ist ein Weib, und sie schenkt sich den Liebenden. Nur wer sich hingibt, wer sich vergißt, wer ihren armen, gequälten, blutüberkrusteten Leib mit seinen liebenden Augen umschließt, wird erneut in sie aufgenommen.

Ihr Wesen ist Sinn.

Nur wer sich ihr eint, wird mit ihr heilen. Wer aus endloser Flucht zurückkehrt.

Der Geist hat seinen Bankrott erklärt. Er hat die Idee verloren, die aus dem Lebendigen kommt und ihn umschließt. Der emanzipierte Intellekt hat sich von der Ankerkette gerissen.

Wohin sollen wir gehen?

Sollen wir in die Stadt zurückkehren und in den fallenden Häusern wohnen? Uns hinter leeren Fassaden verstecken? Noch liegt der Schein über ihren Mauern. Wie leicht wäre es da, sein krankes Herz zu verbergen. Wie leicht, tote Worte zu sprechen und sie als das ewige Leben zu prägen.

Sollen wir in die Wüste gehen? Wie leicht wird die fata morgana unsere Augen blenden und Regen zaubern, wo Dürre niemals endet. Wie leicht wird der Durst alle Quellen spiegeln.

Ach, wer hat den Mut, diese Wanderung zu beginnen, unter der brennenden Sonne und ohne Wasser. Wer wird hinausgehen und die Tore hinter sich zuwerfen. Wer will sich allem verschließen, was trügen könnte? Wandern und dursten, den Tod als Gefährten. Ohne Wissen, ob es ein Ziel gibt. Ohne zu wissen, ob denn noch einmal, nach einer langen, verborgenen Zeit das lebendige Wasser zu fließen beginnt und die vertrocknete Kehle netzt.

Da liegt die Wüste und dehnt sich zum Horizont. Warum gehst Du nicht?

Eine frühe Dämmerung fällt auf die Stadt. Das blasse Leuchten erstirbt. Leichtes Frösteln fliegt über meine Haut. Ich erhebe mich.

Wie schwer es doch ist, diesen Gedanken an die bürgerliche securité auf immer von sich zu stoßen, diese Gewöhnung der Generationen an das

Berechenbare. Aber ist nicht vielmehr dieses Berechenbare nur Zufall in der Geschichte, muß man nicht immer bereit sein, sich aufzugeben und fortzuwerfen? Immer auf dem Sprunge sein in das Unbekannte? Unsere Welt, die wir für eine Ewigkeit gegründet hatten – wie transitorisch sie ist. Wie die Geschichte darüber hinweggeht, wie Wind über das reife Korn.

Heute, da die ermüdeten Schauspieler ihre Maske ablegen, zeigt die Stadt ihr Gesicht. Das Verborgene wird offenbar. Alle Zwiespältigkeit, alle Krankheit. Du versinkende Polis, noch glänzt der Widerschein einer plotinischen Schönheit auf Deinen erblindenden Augen, aber das wahre Licht ist entrückt. Noch ruft Deine welke Gebärde, ach, eine sterbende Mutter ruft ihren Sohn und beschwört die Erinnerung. Ruft nach verschwundenem Glück.

Hier endet alles Spiel.

In diesen Stunden, da die Maske fällt, werden die Substanzen offenbar. Plötzlich bemerken wir, wie alle Beziehungen, die uns noch geblieben sind, an dieses Gegenständliche gebunden waren. Wir lebten mit der Vergangenheit, mit Stein und Buch und den faßbaren Bildern. Diese ganze Materie war uns von Leben erfüllt; der gelbe Glanz unseres Abends umspielte sie.

Jetzt sind wir nackt, und wir wollen uns vor Gott verstecken. Welch eine unfaßbare Leere, welches stammelnde, nie zu verwirklichende Verlangen, welcher dumpfe Schmerz. So ziehen wir in dem Staubbunst der Straßen und halten die Hände vor unsere Scham.

Einmal noch, ach nur einmal möchte ich meinen nackten Leib zum Abschied an die brennenden Brüste der großen Mutter schmiegen, mag mich ihr Kuß auch versengen, mag sie mich tauchen in die Flamme Tod, alle vergessenen Melodien werden mein Herz berühren. Alle Lieder, alles verzehrende Heimweh will ich in ihren Schoß betten.

In der Welt als Geschichte, auf deren Bühne Leiden und Untergang kein Ende nehmen wollen, überwiegt für den Einzelnen immer wieder das Erlebnis seiner eigenen Tragödie, seines Verlustes, seines eigenen Verfalls. Das verschleiert seinen Blick und verdunkelt seine Erkenntnis. Das macht ihn unfähig, jene größeren Zusammenhänge zu begreifen, jene um vieles mächtigere und bedeutsamere Welt, die vor seinen Au-

gen in schmerzhaften Wandlungen zuckt. Wenige nur sind in solchen Augenblicken in der Lage, in einer reinen, unpersönlichen Anschauung das große Erlebnis des Werdens in sich aufzunehmen.

In einer solchen Stunde wird uns bewußt, wie bedeutungslos unser eigenes Leben ist, an den Rand der Geschichte geschrieben, ein verklingender Geigenstrich. Da sehen wir, wie das Dasein in seinen großen, eruptiven Ausbrüchen das Leben von Millionen zudeckt. Was ist Sicherheit, Hoffnung, Wähnen und Eitelkeiten. Welch eine grausame Verdichtung wird offenbar, eine grauenhafte Gewalt, der alles unterliegt, eine erdrückende Kraft. Eine tiefe Notwendigkeit, an die wir alle gefesselt sind und der niemand zu entrinnen vermag. Ein schmaler, kaum mehr sichtbarer Spielraum der Freiheit.

Wie ein geblendeter Prometheus sind wir auf ewiger Wanderschaft nach dem Feuer.

Du tote Stadt, ich will Dir Deine Lider zudrücken. Dann aber will ich gehen.

Ich bin sehr aufgeregt. Es hämmert und klopft in meinen Pulsen. Eine Zeitlang versuche ich, auf meiner Wanderung mit verschiedenen Menschen ins Gespräch zu kommen; eine innere Unruhe ist in mir, die nach Ablenkung sucht.

Es ist erstaunlich, wie gut man weiß, wo die wahren Ursachen zu finden sind. Heute reden viele Menschen offener als je zuvor, das Chaos hat ihnen die Zunge gelöst. „Warum macht Ihr nicht Schluß“, fragt mich eine Frau, und ein Arbeiter, mit dem ich eine Strecke Weges gehe, spricht es noch deutlicher aus: „Wir brauchen eine russische Revolution“. Aber bei aller Offenheit findet sich dieser direkte Wille zum Widerstand doch nur sehr vereinzelt. Vorherrschend sind die Apathie oder ein Standpunkt, der dem reinen Opportunismus sehr nahe kommt: Der Weg des Systems ist der Weg des Verbrechens, aber Verbrechen wird erst in dem Augenblick zur wahren Schuld, da es sich von der Welt erappt sieht, Erfolg oder Mißerfolg entscheiden über die Moral.

Der Glaube des Volkes ist sehr gering geworden, so tief sich auch die Kategorien des neuen Denkens in das Unbewußte hineingefressen haben. In einem gewissen Sinne gehören sie fast alle zu diesem System und gehören auch wiederum nicht dazu: Sie möchten sich absentieren, aber die Denkformen, unter denen sich dieser geistige Vorgang abspielt,

erweisen sie als Angehörige eben derselben Welt, die sie heute verlassen möchten. Im übrigen bleibt alles ein rein intellektueller Akt, der Wille schlummert in einer unheilvollen Indifferenz.

Es kommt noch ein anderes Moment hinzu: Der Krieg wird zwischen Völkern und nicht zwischen Weltanschauungen geführt. Das hat auch der letzte heute begriffen. Aus diesem Grunde gibt es nur wenige bedingungslose Gegner des Systems, für die der Gedanke an die Niederlage die einzige Hoffnung umschließt, die uns noch geblieben ist. Um diesen Gedanken an die Niederlage zum Mittelpunkt aller Hoffnungen zu machen, bedarf es verschiedenartiger Voraussetzungen. In gewissem Sinne muß man zugleich seinen eigenen Untergang wollen, denn niemand wird sich objektiv aus dieser Schicksalsgemeinschaft lösen können, so sehr er es auch immer in der Welt des Begriffes vermag. In den Augen der wirklichen Welt gehören wir zu ihr. Schließlich bedarf es aber noch eines ungemein starken und bewußten Entschlusses, sich ganz aus einer Gemeinschaft zu lösen, der man von Natur aus zugehört. Man muß ganz tief einer echten Welt von Ideen verhaftet sein, um sagen zu können: Wenn es sein muß, will ich mein ganzes Volk bis auf den letzten Mann vernichtet sehen, damit das Leben einer Gesamtheit seinen Sinn behält. Nur so erwirbt man sich ein Recht zu einer revolutionären Haltung, nicht aus den Konsequenzen eines egoistischen Intellektualismus, dem es schließlich nur auf seine eigene, symbollos gewordene Freiheit ankommt.

Alle diese Fragen müssen sehr wohl durchdacht sein, bevor man den letzten Vernichtungsfluch auf dieses Volk herabbeschwört.

Ich spreche jetzt mit vielen Menschen, und immer wieder ist es diese Frage, die ich anzuschneiden versuche. Sie quält mich ganz persönlich, sie ist der Ausdruck meines schlechten Gewissens. Warum wendet Ihr Euch ab? Weil Ihr Eure Ruhe wollt, Euren Frieden, die Bequemlichkeit des Berechenbaren? Weil Ihr Euch vor dem Untergang fürchtet? Aber das menschliche Leben kann nur unter Opfern wachsen, nur unter Opfern an eine neue Grenze geführt werden. Ihre Minderwertigkeit ist es, die sie heute flüchten läßt, eine gemeine Angst, keine Katharsis.

Warum habe ich mich abgewandt? Warum habe ich vom ersten Tage an gehaßt? Woher habe ich das Recht genommen, in meinen Gedanken ein ganzes Volk auf die Schlachtbank zu führen? Woher dieser tödliche Haß?

Hier geht es um eine letzte Ehrlichkeit. Welche Freiheit meinen wir, um die es heute geht? Um die Freiheit der Ludizität, der Unverbindlich-

keit, eines ästhetischen Narzissuskultes? Wehe unseren Götterbildern, wenn es sich erweisen sollte, daß sie hohl waren.

Das ist eine furchtbare Frage: Menschen sterben hier und werden zu Hekatomben in das Nichts geworfen. Du mußt darauf antworten. Man kann sich nicht umwenden und die Augen schließen. Zu den epikureischen Göttern flüchten. Man muß antworten, *hic et nunc*, es gibt keine Auswege.

Vielleicht ist diese Zeit eine einzigartige Chance. Wer jetzt nicht besteht, wird nie bestehen. Wer aber jetzt über sich selbst hinauszuwachsen vermag, der kann vielleicht einen neuen Sinn entdecken. Es ist an der Stunde, das unbarmherzige Fazit zu ziehen. Die Rechnung in das Buch des Daseins einzutragen und sehen, was uns noch geblieben ist.

Das ist sehr schwer, denn man wird sich von vielem lösen müssen, ja, selbst die Träume ersticken, die uns verfolgen. Man wird furchtbare Konsequenzen ziehen müssen, die einer Vernichtung gleichkommen. Ein Mut zur Wahrheit wird von uns verlangt, gegen den sich die Selbsterhaltung aufbäumt, weil er alles gewohnte Sein aus sich ausschließt.

Auch in dieser Stunde noch vermag ich mich nicht zu enden. Die romantische Pose hat etwas ungeheuer Verlockendes, jener Wille, Rolle zu sein und nicht Wirklichkeit. Man ist subjektiv ehrlich, aber man belügt die Objektivität. In diesem Sinne war Byron einer der ersten modernen Geister.

Diese Bühne gefällt mir. Dieses Reich aus Dunst und verwehendem Filigran. Da ist so viel Wollust im Untergang, so viel heimliche, süße Freude; man muß diese Schönheit im Verfall erkannt haben, um auch noch die eigene Auflösung als ein opiates Schauspiel betrachten zu können, als einen Klang von verzückenden Farben. Ich bin zu viel Romantiker, zu viel Nihilist. Hinter allem Grauen spüre ich die Lust.

Der Individualismus des 20. Jahrhunderts: Ausschließliches Bezogensein auf den primitiven oder sublimierten, immer jedoch aller tieferen Inhalte baren Egoismus des Einzelnen, den er nunmehr mit allen Mitteln einer späten Intellektualität zu verwirklichen sucht.

Fehlen einer überdachenden und echte innere Zusammenhänge schaffenden metaphysischen Gemeinsamkeit. Individueller Atomismus, dessen hoff-

nungslose und ideeentbundene Vereinzelung nur noch in seltenen Momenten einer kollektiven Ekstase der entfesselten Instinkte überwunden wird.

Letzte Phase eines nunmehr symbollos gewordenen Liberalismus, der einstmals aus der Bewußtwerdung des Menschen als des selbständigen Trägers ewigkeitsbezogener Werte entstanden war.

Egotismus: Bezug aller Dinge auf das schöpferische Selbst.

Alles ist in mir wie ein aufgepeitschtes, grundloses Meer. Wie das Chaos wühlt; welche vergiftende Verhaftung. In welche Aporie ist unser Dasein verstrickt; wie wir allem angehören, alles verstehen und in nichts einen Sinn mehr sehen. Alle Stufen müssen wir durchlaufen, wir letzten „freien“ Geister.

Aber es gibt eine Grenze.

Vielleicht muß alles enden wie ein griechisches Schicksal, vorzeitig, aber unentrinnbar. Dieses Zwielficht. Oh, eine Stimme haben, Schrei ohne Hoffnung, lodernde Worte sagen und zu verbrennen.

Vielleicht vielleicht wird man ansetzen, um diese Grenze zu überspringen, fallen, untergehen, verbluten, oder das neue Ufer erreichen.

Der moderne Geist lebt aus der Lüge. Aus der Lüge eines Gestern, das nicht mehr ist und nie wiederkehrt. Aus der Lüge des Heute, da seine Kaskaden die Wirklichkeit verdecken. Aus der Lüge eines Morgen, indem er sich hinter utopischen Visionen versteckt.

Wenn er den Mut zur Wahrheit hätte.

Die Dämmerung hüllt mich ein. Bald wird es Nacht sein, Unendlichkeit. Überall leuchten die Fackeln, in denen das Gestern verbrennt.

Wieder krieche ich in eine Höhle, um mich zu verbergen. Auf den Straßen ist es bereits sehr einsam geworden, der weitaus größere Teil der Bevölkerung dürfte nun diese Stadt verlassen haben. Die Zurückgebliebenen gehen mit ernsten Gesichtern umher und schleppen ihre Habe wieder in die betonierte Keller. Hier und dort läuft ein Hund.

Es ist noch verhältnismäßig früh. Die Wände sind feucht; mitten im Hochsommer zittern alle meine Glieder. Ich bin unsagbar erschöpft von diesen Tagen, all mein Suchen erwies sich als umsonst.

Ich lege mich auf einen alten, zerrissenen Strohsack und schlinge meine Arme fest um ihn. Auf einen Augenblick kommt mir der Gedanke an vergangene Lust, an die betäubende Vereinigung – aber ich weise ihn rasch von mir.

Ich muß sehr plötzlich eingeschlafen sein, denn mitten in der Nacht wache ich wieder auf. Es ist sehr still im Raume, nur das Schnarchen einiger Männer ringt sich schwer durch die schwere Luft. Am Eingang stehen die Wachen und blicken stumm vor sich hin.

Ich sehe nach meiner Uhr: Es ist 2 Uhr 15. Die Nacht hält ihren Mund verschlossen.

Eine fieberhafte Erwartung überkommt mich. In Abständen von Minuten blicke ich wieder auf meinen Arm. Wann endlich wird dieses Gellen anheben, wann das zerrissene Fleisch der Erde in Krämpfen zucken? Wann werden die Mütter gemordet, Greise verbrannt und die Kinder geblendet werden? Wann

Der Sekundenzeiger stolpert die Runde. In Tropfen nur fällt die Zeit in den Abgrund der Welt.

Drei Uhr ist überschritten. Hellwach liege ich mit vibrierenden Sinnen. Dann denke ich, daß uns Gnade ward. Gnade, daß wir leben dürfen. Aber wofür?

Das läßt mich nicht wieder los, es verfolgt mich seit Jahren. Was wird es bedeuten, wenn wir eines Tages noch sagen dürfen: Ich bin. Wenn das Schicksal an uns vorübergegangen ist, das Millionen das Glück der Sonne raubte. Womit werden wir es verdient haben? Womit uns verdienen dürfen?

Der Engel meiner Kindheit ist bis heute nicht von meiner Seite gewichen. Werde ich auch morgen wieder mit den Stunden spielen dürfen und sie wie bunte Bälle in das Nichts werfen?

Nein, morgen soll eine neue Welt sein. Keine Welt der Verheißung, in die wir uns bergen, wenn uns die sommerliche Müdigkeit überkommt. Kein neuer Fluchtweg, auf dem wir uns heimlich in das Elysium stehlen, während der Mord die Gassen färbt. Ein neuer Anfang in der höchsten Wirklichkeit, die es gibt: In uns.

Nur so gibt es ein Beginnen: Jeder Einzelne muß für sich von vorne wieder anfangen, muß unter Schmerzen geboren werden. Es wird sehr lange dauern, bis unsere blinden Augen das Licht sehen.

Jeder Einzelne muß für sich beginnen. Es wird ihm nichts geschenkt. Er wird mitten in das große Meer geworfen und um Rettung schreien.

Der Weg in das neue Leben geht über die Wirklichkeit. Wer hier seine Augen verschließt, wer sich von Erinnerung blenden, von Visionen überwältigen läßt, ist verloren. Oh, es ist entsetzlich, in ihre Mänadenaugen zu sehen, wer wird diesen Blick aushalten, ohne zu erstarren? Wir werden uns ganz dem Nichts hingeben müssen, das auf dem Grunde offenkundig ist.

Dann kommt die Stunde einer letzten Einsamkeit. Du preßt die versinkenden Bilder in Deine Hände – sie werden entrissen.

Die Erde ist eine furchtbare Liebende. Sie will Dich ganz in ihre Arme schlingen und an ihren blutenden Leib drücken; sie will Dein ganzes Sein, sie will vernichten. Alle früheren Tage sollst Du begraben und in die Dunkelheit schließen.

Sie ist der Urhaß der Geschlechter – nur der tote Geliebte darf an ihren Lippen auferstehen.

Aber nach langer Nacht, in der Dich die starre Kälte umschließt und das Laken wie Leichentuch Deinen Körper deckt, wird es endlich Morgen werden und die Geliebte wird Deine Bitten erhören. Dann aber wird ihr Leib ganz verwandelt sein und das heiße Blut in Dich überfließen. Ganz nahe wird ihre Schönheit dann vor Dir sein, und Du wirst aus ihren Augen trinken.

In dieser Stunde wird eine unendliche Ruhe sein. Nach langer heimatloser Wanderschaft in einem verschlossenen Lande hast Du die Dinge wiedererkannt, fallen die Namen Dir wieder ein; Blume, Vogel und Strauch, weil Du in allem bist. Kein menschlicher Weg führt an das letzte Ziel, aber ein neuer Sinn ist in Dir groß geworden. alles Zerrissene wird durch die göttliche Einheit zusammengehalten.

In dieser Stunde – dunkler Spiegel sind alle Worte – werden die Tränen sich endlich lösen, die Du die Jahre zurückgehalten. Wie ein Kind wirst Du Deine ersten Worte stammeln, und es wird eine große Freude sein: Die Freude über das Reich, welches in uns ist.

Not wird wie gestern sein, Mord wie gestern, Haß wie gestern – aber ihre Stärke ist gebrochen. Das Unendliche ist in der Endlichkeit wieder sichtbar geworden, das Licht geht in der frierenden Welt nicht mehr aus.

Es dauert sehr lange, bis ich wieder einschlafen kann. Im Raume hat sich nichts verändert, der Schlaf hat das Leiden zugedeckt. Ganz leise werden meine Lider endlich von einer sanften Hand geschlossen.

Als die Unruhe mich erweckt, ist es noch sehr früh und eine schmerzende Schwere lastet auf meinen Gliedern. Es dauert eine ganze Zeit, bis die völlige Klarheit des Bewußtseins wiederhergestellt ist. Ich habe lange nichts mehr gegessen und fühle mich elend schwach. Ich leere meine Tasche und versuche, einige Tabakreste auf einem Fetzen Papier zu sammeln. Dann drehe ich eine dünne Zigarette. Der erste Zug macht mich für Sekunden bewußtlos.

Langsam ziehen die übernächtigten Menschen ab; ihr Tritt ist schwer und klingt dumpf auf dem nassen Beton. Kinderaugen schauen hilflos umher und begreifen nicht. Welche blassen Gesichter

Dieses Volk trägt ein schweres Schicksal. Wenn es das Schicksal recht versteht, wird es der Welt ein Geschenk machen. Schuld und Buße können eine große Gnade sein. Aber wer vermag noch zu hoffen?

Draußen ist zum ersten Male seit Tagen wieder Sommer. Noch brennen die Feuer, aber verzehren sich langsam in ihren Tod. In der Ferne sehe ich den breiten Kopf der berühmten Kirche, der Schmutz hat ihre Backen mit einer dicken Kruste überzogen.

Die Häuser in ihrer Umgebung sind verschwunden. Nackt ragt ihr massiger Körper in die Luft.

Einmal noch will ich zu meinem alten Haus zurückkehren und Abschied nehmen; dann will ich die Stadt verlassen. Den alten Weg will ich gehen, den ich so oft gegangen.

Das große Vergnügungsviertel hat sein Dekorurn abgelegt, eine Prostituierte ohne Schminke. Hier verwundeten früher unzählige Lichter und schnitten sich in die Nacht, ekstatische Synkopen drangen durch die geschlossenen Fenster. Da trafen sich alle Länder, die Lust schlug die große Trommel.

Heute starren die gequetschten Gerippe auf die leere Straße, der Plunder ist abgerissen. Wie trübe ist dieses Bild, Farben von Carrière, grauer Nebel.

Langsam steige ich den sanften Berg hinan, der Blick ist offen. Hier ist alles zerstört. Wie ein gepeitschter Urwald liegt der alte Judenfriedhof zu meiner Seite, die marmornen Gräber der Portugiesen sind nun tief in die Erde gesenkt. Einen Augenblick verweile ich und sauge dieses Bild ganz in mich, Erinnerungen kommen und wehen davon. Dann gehe ich weiter.

Schon von ferne grüßt mich das Haus. Zum letzten Male zaubert es die Vision der Vergangenheit, seine Fassade steht unverändert und schaut die gewohnte Gasse. Es ruft mich zur letzten Umarmung.

Die Feuer glimmen wie gestern. Durch seine blinden Augen aber – oh wundersame Transparenz – leuchtet der bunte Garten, Rhododendron und Nelken, dunkle Kastanien ... da steht noch die Bank, die bizarren Steine, ich halte die Hände vor das Gesicht.

In tiefen Zügen atme ich den Rauch, Erde, die Blumen.

In dieser Stunde wird mir eine große Freude, die mich alle Verluste vergessen läßt. Irgend jemand muß hier gewesen sein, mit weißer Kreide steht es angeschrieben: „Wir sind in komme zu uns“. Auf den Trümmern dieser Vergangenheit beginne ich einen neuen Tanz – der Tod hat unseren Namen verschont.

Jetzt kann mich nichts mehr binden. Ich halte einen Lastwagen an, um in einer Vorstadt die Eisenbahn zu erreichen. Noch einen letzten Blick, dann Versinken und Flucht neuer Straßenzüge. Ich bin allem abgewandt und träume vor mich hin.

Ja vielleicht, vielleicht muß man einmal mit allen Wurzeln aus der Erde gerissen, aus allen jahrhundertelangen, vertieften, unsagbar umklammernden Banden entlassen sein, um in diesem neuen Sinne Mensch zu werden, wie ich es begreife. Gestern noch lag die Idee in die Form gebettet, das Bild der Gestalt war vorausgeeilt. Eine glückhafte Unfreiheit.

Dieser Augenblick enthält alle Möglichkeiten. Man kann in der Vergangenheit leben, man kann zugrunde gehen, man kann Aber hier wird die Aussicht auf eine neue Freiheit offenbar, eine neue Vollen- dung. Langsam wird aller Schmerz von Dir abfallen, wird in das Schweigen getaucht, eine unfäßbare Fülle wird in Dir sein.

Die Idee ist aus ihren Bindungen befreit, im Augenblick des Zerfalls gewinnt sie ihre höchste Kraft, wird sie zur Welt, wird sie ganz eins mit ihr wie Du einmal. Ganz wieder Geist geworden, gestaltenthoben und gestalterlöst.

Das ist ein Leben zwischen Himmel und Erde, das sich in allen Wel- ten zu Hause weiß. Zu keinem Friedhof wirst Du zurückkehren. Einge- schmolzen bist Du in den unendlichen Leib, der alles Wesen in den Räu- men bindet. So selbstverständlich ist das, wie das Atmen eine Selbstver- ständlichkeit ist, Systole und Diastole, Ebbe und Flut. Es klingt in der Harmonie der Sphären und klingt als Ton in die große Musik der Ewig- keit. Eine neue Bruderschaft ist darin, die alle umschließt.

So schwingt dieses Leben im Rhythmus der Welten, in denen die Größten zugleich die Verlorensten sind, verloren in Wort und Gebärde, ewig einsam zwischen Ich und Du, in der Unendlichkeit zur Ruhe ge- kommen.

Befreie Dich denn, werde Fluß, gib Dich allem hin: Die Liebe Zara- thustras gilt denen, die untergehen, weil sie Hinübergehende sind.

Wieder fährt das Auto durch die verschütteten Straßen in wilder, hol- pernder Jagd. Noch züngeln die Flammen, brütet sich der Rauch in den Himmel. Adieu, vielleicht werden wir uns wiedersehen, doch nie wie früher. Vielleicht werde ich wieder in Deinen Mauern wohnen, in diesen geschwärzten, zerborstenen Mauern – aber alles wird anders sein. Dein fallender Körper hat mich begraben und Vergangenheit über uns ge- deckt.

Als Gestern bin ich gestorben und als das Morgen lebe ich fort. Viel- leicht werde ich hierher zurückkehren, aber es wird schließlich gleich- gültig sein, wohin ich gehe. Ich werde ohne Heimat leben, die Heimat des Geistes hat alle Bindungen ausgelöscht.

Deine Türme und Zinnen werde ich auf immer unter meine Lider schließen, ich werde sie tief versenken, wo keine Gestalt mehr bindet. Das Licht über ihnen ist ausgelöscht. Das Höchste aber, was Du mir schenken durftest, werde ich von nun an immer bei mir tragen und in die Welt verwandeln. Das soll mein Dank an Dich sein, die Du meine Kindheit behütet und in mein Leben eine erste Ahnung getragen hast – aber wie Fluß und Meer in die Ewigkeit münden, so sollst auch Du von Deinem vergänglichen Platze rücken und in den Schoß der unendlichen Mutter zurückgenommen werden. So wirst Du bei mir sein, wirst Du in mir leben, vergessene Form, die zu Atem ward.

Habe Dank.

Das Auto hält; wir schütteln wild durcheinander. Ich weiß nicht, was sie jetzt alle reden, mechanisch fast gehe ich zu dem Vorstadtbahnhof und löse eine Karte. Noch dauert es einige Zeit, bis wir einen Zug erreichen werden – der Wartesaal scheint auseinander zu brechen. Welche Fülle! Kinderwagen und Margarinekisten, die Kaffeejauche fließt über den Boden.

Vor der Theke stehen sie in langen Reihen. Soldaten, Zivilisten, Männer, Kinder, Frauen, um einen Schluck warmen Wassers zu erbetteln, ein paar billige Zigaretten Das Volk ist auf der Flucht.

Fast eine halbe Stunde warte ich, bis man mir eine kleine Schachtel in die Hand drückt und meine Feldflasche füllt. Dann fliehe ich hinaus und verstecke mich. Das Warten fällt jetzt schwer – ich denke an das Wiedersehen.

Das ist das Ende des deutschen Reiches, mag sich die Agonie noch um Jahre verlängern, noch nährt sich das sterbende Tier von dem Blute der Völker, aber seine Kraft ist gebrochen.

Welcher Vernichtung speiende Komet an den Himmeln der Welt. Wie lange schon ist diese Geschichte an ein ewiges Verhängnis gekettet. Zu spät gekommen, die Zeit verschlafen und Kaliban erwacht. Auch andere Völker haben Kriege begonnen und sind durch Kriege groß geworden. Aber es gibt einen Unterschied. Den Unterschied des Zeitpunktes und den Unterschied an Gemeinheit.

Dieses Volk ist ein Alpdruck: Unsagbar fleißig, ewig rege, ohne alle Lebenskunst, von genialer Begabung zum System. Der Gedanke wird bis zu den letzten Konsequenzen in die Wirklichkeit übersetzt. In allem

aber ist ihm heute nur diese eine Vorstellung geblieben: Die ganze Fülle der Lebenszwecke diesem einen Gedanken seiner Macht unterzuordnen, seiner kalten, phantasielosen, kleinbürgerlich-brutalen Macht, unter deren Absätzen jeder Atem erstickt. Wie lange schon hat das politische Erwachen alle anderen Kräfte erwürgt, das Parvenubewußtsein saß ewig in der Schaukel, ewig um Rache sinnend, um seine verpfuschte Vergangenheit vergessen zu machen. Wo hat es jemals ein System gegeben von einer solchen Konsequenz, ohne Zufall und ohne Häresie?

In diesem Volke kann man niemals jung gewesen sein, alle Jugend ist hier verdüstert, die unschuldige Schönheit befleckt. Man lese, was die besten Geister des Landes, was Nietzsche und Hölderlin. Goethe oder Schopenhauer über dieses Volk zu sagen wußten. Nirgendwo war die Trennung zwischen Geist und Nation so ungeheuerlich wie hier. Niemals konnte dieser Geist zu einer wirklich gestaltenden und erzieherischen Aufgabe durchdringen, nicht einmal zu den Zeiten, als sie noch die Schlafmützen trugen. Er war in die Wüste der Einsamkeit gestoßen, sobald er sich die höchsten und umfassendsten Ziele gesteckt hatte. Es ist schwer, hier von Schuld zu reden. Die deutsche Geschichte ist verfehlt und verpfuscht von Anfang an.

Welch eine Zeit suchte sich dieses unglückliche Volk! In dem Augenblick der großen Gefahr, als die ersten dumpfen Erschütterungen eines kommenden Bebens in den Furchen der europäischen Erde spürbar wurden, stand es auf. Ein blinder Mörder, peitschte es die Philosophie der Zerstörung über den Kontinent.

Es gibt nur eins, was mit diesem Volke versöhnen kann: Seine besten Söhne haben trotz ihrer Einsamkeit, ja, um dieser Einsamkeit und der Schmerzen willen jene letzte Größe erreicht, deren Menschen überhaupt fähig sind.

Der antieuropäische Aufstand der Deutschen kam in der gefährlichsten Stunde. Er kam zu einer Zeit, als sich bereits eine welthistorische Verschiebung der politischen Schwergewichte ankündigte und unabsehbare Folgen eintreten mußten. Die Gesetze des Handelns gingen langsam in andere Hände über.

Sicherlich werden die Deutschen auch noch nach diesem Versuche, dessen Scheitern nunmehr allen sichtbar werden muß, auf ihren Tag lauern und in dem Dschungel zum Sprung ansetzen. Aber sie werden ihre Geschichte nicht vollenden. Andere Mächte sind angetreten und haben sie überwachsen. Nur noch in der Verbindung mit diesen neuen Mäch-

ten kann Deutschland zu einer künftigen Gefahr werden, seine Kraft reicht alleine nicht mehr aus.

Deutschland wird Europa als eine Wüste zurücklassen, als Niemandsland einer künftigen Weltstrategie. Aber nicht darin allein besteht die Tragödie dieses Krieges, ein geistiger Prozeß ist erkennbar geworden, der uns vor endgültige Entscheidungen stellt. Wir erleben heute den Zusammenbruch einer Welt, der sich ganz unabhängig von diesem Kriege vollzieht, dessen Funktion es alleine ist, ihn zu beschleunigen.

Man muß zwei Dinge in minutiöser Schärfe auseinanderzuhalten suchen, so sehr auch das Leben eine unzertrennbare Ganzheit bildet. Man muß den Anteil sehen, den Deutschland an dieser Entwicklung trägt, was es spezifisch und unheilvoll hinzugefügt hat und doch zugleich erkennen, daß dieses Deutschland ein Teil Europas ist, seiner Vergangenheit und seiner inneren Wirklichkeit unlösbar eingefügt. In einem gewissen Sinne ist es sogar das Fieberbarometer des Kontinents, weil es in seiner Kontinuitätslosigkeit alle Erschütterungen wie ein Seismograph widerspiegelt.

Die Ideologie dieses Landes ist zugleich das letzte Resultat eines gesellschaftlichen und geistigen Auflösungsprozesses, der sich keineswegs auf einen einzelnen geographischen Punkt beschränken läßt. Hier lebt Deutschland europäische Geschichte, und es lebt sie zum Voraus. Gerade weil dieses Land keine echte historische Kontinuität besaß, keine große politische und gesellschaftliche Formgeschichte, wurde es zum Träger einer einzigartigen Disposition.

Die geistige Entwicklung steht vor der politischen Realität. Von Pierre Bayle spannt sich der Bogen bis zur Französischen Revolution. Die Geistesgeschichte des 19. Jahrhunderts aber zeigt bereits alle Spuren der Auflösung, des endgültigen Verfalls aller ursprünglichen metaphysischen Bindungen, wie sehr sich dieser Vorgang auch dem Lichte des historischen Tages entziehen mochte. Der freie Geist, dieses letzte und höchste Ergebnis der bürgerlichen Kultur, war sich selber fragwürdig geworden. Der Mensch fiel wie Treibholz in das Meer zurück.

Einzelne wußten darum: Jacob Burckhardt spürte es in Nietzsches Schriften; Metternichs ganzes Leben war Kampf um die Erhaltung einer Welt, deren Ende er klar erkannte; er war Reaktionär, weil er Konsequenzen sah, die seinen Zeitgenossen verschlossen blieben.

Materialismus und Romantik spiegeln die entscheidenden Tendenzen dieses modernen Geistes: Die Flucht in das Imaginäre und die Unfähigkeit zugleich, das Unendliche in der Endlichkeit wiederzuerkennen. Die innere Auflösung der bürgerlichen Ordnung in Europa, die heute politische Realität zu werden beginnt, ging im Geistigen voraus. In diesem Sinne gehören sowohl E.T.A. Hoffmann wie Karl Marx zum Bürgertum. Die Philosophie von Karl Marx war eine folgerichtige Fortsetzung der Ideen des 18. Jahrhunderts, bereichert um das Erlebnis der Geschichte, wie es in Hegel zu seiner gültigsten Gestalt erwuchs. Die romantische Utopie aber hat auch hier trotz allem philosophischen Materialismus das letzte Wort, die Flucht in die Vision, wie alle echte Romantik zugleich ein entblößtes Leben zur Voraussetzung hat.

Jedoch enthielt die Marxsche Utopie eine große Hoffnung im Sinne einer echten historischen Möglichkeit: Die Hoffnung, daß nach Feudalismus und Bürgertum die neue Klasse der Industriearbeiterschaft aufstehen und eine neue und strenge Welt geistiger Symbole aus sich erschaffen würde. Die bürgerlichen Ideale waren bereits endgültig zersetzt: Die hegelianische Linke hatte die letzten Konsequenzen gezogen.

Tatsache blieb, daß diese Ablösung nicht eintrat. Nur außerhalb Europas erfolgte über den Umweg des historischen Materialismus eine folgenschwere Verwirklichung einer neuen Welt. Dieser Prozeß aber hat heute sein Ende noch lange nicht erreicht.

Sehen wir uns die Menschen an, mit denen wir leben. Fast bei jedem Einzelnen von ihnen, hier und allerorten, sehen wir in einen Spiegel. Frage Deinen Nachbarn: Wovon lebst Du? Was ist es, was Dich in Deiner letzten Stunde tröstet? Wenige nur vermögen eine Antwort zu geben. Noch nie war der Mensch so arm.

Da ist die Aufgelöstheit der Instinkte, der Trieb und die Grausamkeit, der Zerfall aller Bindungen – es gibt nichts, was die Wege bezeichnet, man treibt wie ein kompaßloses Schiff. Die Bilder der Vergangenheit haben ihre Kraft verloren.

Aber neben diesem Atavismus ist eine große Sehnsucht nach einem neuen Geborgensein. Der freie Geist hat sich ausgeblutet und ist seiner Schmerzen müde geworden. Da ist ein großes Heimweh in diesen Menschen, ein Wunsch, die Lider zu schließen und sich vor dem gläsernen Tag der analytischen Kalküle zu verbergen. Dieses Heimweh, das die ganze Hilflosigkeit des europäischen Menschen, sein Leben in Freiheit

schöpferisch zu gestalten, in sich umschließt, läuft neben der Auflösung her und wird sie eines Tages überwinden.

Der Mensch wird sie überwinden, aber es deutet nichts darauf hin, daß er es aus sich selber vermag; wie ein Süchtiger greift er nach jedem Surrogat, das ihm dargeboten wird, trinkt er das Wunder in tiefen, begierigen Zügen. Es ist keine objektive Wahrheit mehr in ihm, die das Leben in seiner ganzen Wirklichkeit durchdringt und gestaltet.

Was aber sollen wir tun? Wie sollen wir diesem Menschen eine neue Wahrheit geben, die sein Leben erfüllt? Das Gestern ist tot – nichts ist in uns stark genug, um das noch einmal zu sein, was wir waren.

Es ist schwer, hierauf eine Antwort zu geben, wir werden verzichten müssen, wenn wir noch den Mut dazu haben, uns von allen Illusionen zu befreien. Aber selbst dieser Verzicht enthält eine große Möglichkeit, groß genug, um sinnvoll dafür zu leben, um sich an die Besten zu wenden und ihre Kräfte zu verzehren.

Die europäische Krise enthält die höchste Forderung des Geistes, die nur an Menschen gestellt werden kann.

In dem Augenblick, da die gesellschaftliche Ordnung des untergehenden Altertums ihre lebendige Kraft zu verlieren begann, da sich das Individuum in eine absolute Vereinzelung gestellt sah, trat die Idee aus ihren Grenzen heraus, um sich der ganzen Menschheit zu verbinden. Sie sah sich befreit von der Strenge des geschichtlichen Tages, von der Not, sich in den organischen Formen vollenden zu müssen.

In dieser ihrer großartigsten Ausschließlichkeit wurde sie ganz zur Welt, spannte sie den Bogen über alle ihre Kinder, schloß sie alles in sich. Mitten in diesem Erlösungstaumel des Müdeseins, in dieser schwelgenden Agonie des großen Pan leuchtete das reine Licht. Nur in dieser Stunde konnte das Licht leuchten, da alle Tempel stürzten.

Es ist da ein Verzicht, ein Verzicht auf die Grenzen zugunsten des Grenzenlosen, ein Verzicht auf die Stärke dieser Welt.

Es ist da ein Augenblick in einem Garten, da der Mensch Gott gegenübertritt und ihn noch einmal um die Legionen bittet, während der grüne Abend zu Nacht verdämmert. Aber dann kehrt er zurück, nach schwerem Kampfe seiner Lasten ledig, ganz Mensch und nichts als dies.

Was aber sollen wir tun?

Jeder muß wieder in diesen Garten gehen. Er wird allein auf die Nacht warten, er muß der Welt in ihrer Unmittelbarkeit begegnen und sie ganz in sich aufnehmen.

Diese Begegnung ist der „Augenblick“, Gegenwart, Polarität von Welt und Ich und zeugendes Werden zugleich, indem sich der Mensch an diesem Punkte, den sein vergängliches Leben ausfüllt, in den historischen Vollzug gestellt sieht, der nur eine kleine Auswahl der Aufgaben zuläßt. Er ist die einzige Monade, an der das Weltgeschehen hängt, indem er die echte Freiheit wählt, welche die Notwendigkeit übrigbehält.

Hier ist der Punkt, da man mit sich selber beginnt und sich von aller Furcht befreit. Dann aber stößt Dein Nachen in das unendliche, schöne, das göttliche Meer.

Europa ist heute von neuen Mächten umgeben, deren materielle Stärke uns längst überwachsen hat, deren innere Kraft uns täglich überwindet. Die Frage, wie wir unser Verhältnis zu diesen neuen Lebensmächten gestalten, umschließt das entscheidende Problem unserer Existenz.

Sollen wir uns verteidigen? Was sollen wir verteidigen? Die Konservierung unserer zerbröckelnden Daseinsformen, da wir selber nicht einmal mehr wissen, warum wir sind? Jenes Gestern, dessen echte Werte in uns bereits seit langem allen Sinn verloren haben, dessen Beleidigungen und Ungerechtigkeiten wir aber immer noch mit uns herumschleppen? Jene elende Macht, die uns das Schicksal gelassen hat? Jeder lege sich diese Frage vor, wenn er Morgen wieder hinter die Maschinengewehre gerufen wird: Wofür?

Ja, man kann die Antwort wählen: Wir wollen auch weiterhin unsere schwindende Macht und unseren Besitz erhalten, sinnlos, ohne Idee, ohne Hoffnung, wir wollen unter den Namen der höchsten Werte unser klägliches Dasein verlängern und dafür unsere Brüder und Schwestern morden, das Blut der Erde saufen, unseren Untergang ertränken. Wir wollen wie Knechte sterben.

Das ist der eine Weg in das Morgen, der Weg, die Welt von gestern künstlich zu erhalten, ohne Notwendigkeit und um der reinen Materie willen, ohne die Kraft, die sie bei allen ihren Grenzen doch wahrhaft zusammenhielt. Sie zu erhalten, bis die Geschichte sie uns aus der Hand schlägt. Das ist der eine Weg.

Aber da ist jene andere Möglichkeit, sich den stürmenden Kräften entgegenzustellen: In dieser Stunde alle Waffen fortzuwerfen, die Tore

der Städte zu öffnen. So kommt! Wir tragen eine brennende Fackel in unserer Hand, und niemand, der sich daran verbrennt, wird diese Wunde je wieder los.

Da ist die europäische Forderung gestellt: Aus der Bedingungslosigkeit des Geistes einen endgültigen Verzicht zu leisten, der eine höchste und letzte Erfüllung in sich schließt. Unser Leben und unsere Macht können nicht mehr widerstehen, aber die Idee, die sich in unserer Geschichte in den vergänglichen Formen verwirklichen durfte, zwingt auch heute die stärkste Kraft. Andere Völker werden sie in sich aufnehmen und in neuem Schoße zu neuer Form vollenden. Vor ihrer Gewalt werden sie sich beugen.

Wenn wir diese Erkenntnis ganz stark in uns machen, dann wird die Stunde kommen, in der wir diesen Tagen danken werden. Dank allen Schmerzen, die uns befreit, dem Leiden, das uns reif gemacht, Dank sei der Einsamkeit, die uns wieder verbunden hat. Warum habt Ihr Angst? Wie schön dieses Leben ist, dieses Heute, welche Gefahr, welche Gnade im Aufblick zu dem Unendlichen, welche unsagbare Verheißung.

Da ist die Bereitschaft zur Wehrlosigkeit und zum Untergang, die Bereitschaft zum Verzicht. Aber diese Bereitschaft lebt aus der Gewißheit einer endgültigen Überwindung der Macht durch die Machtlosigkeit, der Gewalt durch die sieghafte Kraft des lebendigen Geistes. Das ist der Klang der Trompeten, vor denen die Mauern von Jericho zu Staub zerfielen.

Ach, wer hat ein Ohr in diesem Europa, eine solche Stimme zu hören: Werft alles von Euch! Gebt Euch nun ganz diesem Ewigen hin, das über Jahrhunderte in die Schatten der Vergänglichkeit gebannt war. Sturm werdet Ihr sein, der die Meere treibt, wie sommerlicher Hauch, der die Gräser beugt.

Versteht Ihr es nicht? Es ist ein großer Durst in der Welt, der Durst nach Gerechtigkeit, Durst nach versöhnender Liebe, und der Becher ist in Eurer Hand. Nur aus dem Abgrund dürft Ihr sein volles Leben spenden, allen, die die Sehnsucht nach der Vollendung in ihrem Herzen tragen, und es sind alle, mag sie auch noch so tief begraben sein.

Sein Schicksal zu wollen ist die höchste Form des Lebens, die es heute noch geben kann.

Nun kommt der Zug, die Fenster sind zerbrochen. Die Menge stürzt hektisch auf die verschmutzten Bahnsteige. Am Horizont winkt noch einmal der große Kran. Sein Kopf ist gebeugt, der Unterkiefer hängt schlaff herab.

Feiner Regen beginnt zu fallen und die Erde schlürft.

Ich stehe am Fenster. Draußen glänzen die nassen Marschen wie das Fell eines schwitzenden Pferdes. Zum ersten Male wieder reine, sommerliche Luft, Erde und Korn. Die Menschen gehen ihrer Arbeit nach.

Es ist alles ganz natürlich, als ob nichts geschehen wäre, nur hier und dort, wenn der Blick auf die Straßen fällt, sieht man die Wanderer in das Nichts.

Seit meiner frühesten Jugend hat der Tod mich verfolgt. Seine Hand hielt mich im Nacken. Nun, da er alle Dinge zu seinem Eigentum macht, spüre ich vielleicht zum ersten Mal, daß ich lebe. Wie das warme Blut in den Adern pulst, wie diese Luft in die Lungen dringt. Welche Lichterfülle zwischen den Dunkelheiten, dieses Heute in seinen Schmerzen, wie ich es an mich klammern, mit mir verbinden möchte zu einer ewigen Stunde.

Wie lange noch?

Wie hart müssen wir sein, um nicht zu zerbrechen und wie weich – wie weich, um all dieses menschliche Leiden, an welcher Stelle es heute auch immer schmerzvolle Wirklichkeit sein mag, ganz in uns aufzunehmen und ihm unser Herz zu öffnen. Nur so werden wir wachsen und eines Tages alles überwunden haben, nie vergessen, aber unter uns gelassen.

Es läßt sich alles ertragen, wenn nur am Ende das Leben wieder sichtbar wird, das reiche, erfüllende Leben, das unsere Kräfte verzehrt.

Ich will jetzt allein sein. Ich will mir immer wieder sagen, daß es der Einzelne ist, der letztlich zählt. Kein Gewicht ist wohl schwer genug, um ihn in der Waage zu halten. Gott hat ihn in Gomorra gesucht, und er sucht ihn heute wieder, in diesem Lande und überall.

Schon ist das Ziel erreicht. Unmerkbar ist diese Fahrt vergangen. Dann aber rüttelt mich die Wirklichkeit wach, Menschen drängen an die Ausgänge, stürzen übereinander, fallen auf ihre Kisten.

Als ich den Bahnhof verlasse, erkenne ich die kleine Stadt kaum wieder. Eine große Fluchtstation, diskutierende Gruppen, an Ämtern oder Lokalen ist kaum vorbeizukommen. Welche Unruhe, Pläne schmieden, vage Hoffnungen und erschütternder Jammer.

Ich schleiche mich durch die Gassen. Vor einem kleinen Hause halte ich. Dann ziehe ich umständlich an der altmodischen Glocke.

Als es Abend wird, sitze ich in einem engen Zimmer. Alles ist sauber und sorgfältig behütet. Vor meinem geöffneten Fenster ein Liebespaar, ihr heißer Atem weht zu mir herüber.

Die Dämmerung kommt wie ein dunkler Vogel und setzt sich auf meine Knie. Da aber schreibe ich – und ich weiß nicht, wie mir ist, ich bin Wind und Welle, weltverlorener Traum –

„Ich bin ein Sohn dieser Stadt“

**VI. „Bilder“ – Nachdichtung Richard Aldington
(1947)**

*But this is no love-song,
no echo of kisses.*

Bilder

Die alten Lieder
Gleiten traurig in den Tod.

Kalte Lippen, die nicht mehr singen,
Und trockene Kränze.
Augen in wehem Verzicht,
Welke Brüste und hängende Schwingen –
Zeichen der alten Lieder
Die trauernd in die große, weiße Brandung sinken.
Und da ist niemand, der es sieht
Als die zerbrechlichen Seevögel
Und die geschmeidigen, bleichen Mädchen.
Die Töchter des Oceanus.

Und diese Lieder gleiten von dem grünen Land
Das auf den Wellen wie ein Blatt
Auf Hyazinthenblüten liegt,
Und gleiten von den Wassern,
Vielfachen Winden und verhangenem Mond
Und kommen
Schweigend im Fluge durch sanfte, cymerische
Dämmerung
Zu jenen stummen, ebenen Ländern
Die sie für uns alle bewahrt,
Die sie für uns alle zum Schlafe geschaffen
In den silbernen Tagen der dämmernden Erde,
Proserpina, Tochter des Zeus.
Und wir wenden uns von den cyprischen Brüsten
Und wenden uns von Dir,
Phöbus Apollo,
Und wenden uns fort von den Sängen der Alten,
Den Hügeln und Weiden, die wir einmal liebten,
Und wenden uns fort von dem glühenden Tag,
Von jenen Lippen, den übersüßen;
Denn schweigend bist Du,

Oh Tod,
Über uns gekommen,
Der Du mit Deinen Füßen in roten Schuhen
Die Felder streifst,
Und mit Deiner purpurnen Rohe
Wie mit plötzlichen Flammen
Das Gras versengst.
Von allen alten Liedern
Die nach den schwalbenblauen Hallen gleiten
An jenen dunklen Strömen der Persephone,
Ist nur dieses Eine geblieben,
Daß wir am Ende uns zu Dir wenden,
Tod,
Zu Dir,
Mit einem letzten Lied.

Oh Tod,
Du bist ein heilender Wind
Der über weiße Blumen bläst
Die tauschwer zittern;
Du bist ein flutender Wind
Auf den Weiten der einsamen See;
Du bist Dämmerung und Duft;
Du bist das trauervolle Lächeln
Liebender Lippen;
Du bist wie bitterer Frieden
Nach Sättigung
Langen Verlangens;
Du bist das Schweigen der Schönheit,
Und wir blicken nicht mehr nach dem Morgen
Und in Sehnsucht zur Sonne,
Seit Du mit Deinen weißen Händen,
Tod,
Uns mit den farblosen Kränzen gekrönt,
Dem schlanken, dem blassen Mohn,
Den Du allein in Deinen Gärten
Mit sanften Händen gesammelt.

Und schweigend
Und mit langsamen Füßen uns nähernd –
Und mit gebeugtem Haupt und geschlossenen Lidern
Knien wir vor Dir;
Und Du neigst Dich zu uns,
Zärtlich legst Du Blumen auf uns
Aus Deinen dünnen, kalten Händen
Und lächelst wohl wie eine keusche Frau,
Die Liebe tief in ihrem Herzen weiß,
Da Du die Augen wie mit Siegeln schließt –
Und grenzenlose Stille
Kommt milde auf uns.

*

An eine griechische Statue

Potnia, Potnia, Göttin –
Erbarne Dich
Meiner Traurigkeit,
Du weiße, Du strenge,
Oh Schweigen von Paros.

Bin ich doch keiner von diesen,
Die nur Gewand und Dekorum
Zu deinen Füßen;
Ich bin Dein Bruder –
Dein einstiger Geliebter
Schreit zu Dir,
Aber Du hörst mich nicht.

Ich habe leise zu Dir gesprochen
In Deine einsamen Stunden
Von unserer Liebe
In Phrygien
Und von des brennenden Mittags
Ferner Verzückung,
Da die zerbrechlichen Flöten
In dem Cypressenschatten
Verstummten
Und des Schäfers
Gebräunte Finger
Über schwächliche Schultern glitten;
Nur die Zikade sang.

Von jenen Hügeln
Habe ich erzählt,
Dem Lispeln der Rohrpfefen,
Und von der Sonne
Auf Deinen Brüsten –
Aber Du hörst mich nicht.
Potnia, Potnia,
Hörest mich nicht –

*

Argyria

Oh Du,
Oh Du Schönste,
Die Du die Rohrflöte meisterst
Und unter blühenden Binsen leise sprichst;
Du hast Deine Hände vor uns verborgen
Unter den Pappelblättern
Und sie den weißen Wassern gegeben.

Flüchtige Schwalbe Du,
Wellenkaltetes Kind der See;
Du dünnes Rohr, das einst so lustig
In die Winde sang;
Wie eine weiße Wolke in die Luft geküßt
Von weißer Sonne;
Pan klagt um Dich.

Weißer Glieder, weißes Lied –
Pan klagt um Dich.

*

In Mitylene

Komm aus verschlossenem Dunkel,
Artemis –
Deiner Füße stählerne Weiße
Berühre den Schaum,
Komm über flüsternden Sand,
Den der Hauch Deines Kleides
In Winde treibt.

Sind doch die purpurnen Läufer
Von unseren Frauen ausgelegt
Für Dich
Und ein Altar erbaut
Aus weißen Muscheln für den süßen Honig.
Girlanden haben sie aus Seegras Dir gewunden,
Und ihre Lippen hat das Meer bespült.

Oh Artemis,
Laß Gold Dich schmücken,
Tu Silber in Deine Haare,
Vergiß uns nicht –
Müde die wir geworden sind
Selbst der Musik,
Und deren gellender Schrei
Hinter Hunden jagt.
Den wilden, den skytischen –

*

Pan, oh Pan,
Dort an dem steinigen Hügel
In dem Olivengarten
Weint sie,
Die Oreade.

Da blühen die blauroten,
Zerbrechlichen Buschrosen,
Und die wilden Narzissen
Beugen sich duftend
Über die grauen Steine.

Doch Pan, oh Pan, –
Dort an dem steinigen Hügel
In dem Olivengarten
Weint sie,
Die Oreade.
Und die moosfarbenen Eidechsen,
Die krokusgelben Schmetterlinge
Sieht sie nicht mehr.

Denn ihre Rohrpfeife,
Darin der Wind sein Weinen fing,
Denn ihre Pfeife,
Der singende Wind der Berge,
Ihre Pfeife ist zerbrochen.

Pan, oh Pan –
Da Du von den Hügeln sprangest,
Du und die schreienden Faune,
Waldnymphen und Blumennymphen,
Hast Du ihr kleines Rohr zerbrochen
Mit Deinen achtlosen Hufen;
Und sie weint im Olivengarten.

Lemuren

In Ninive
Und noch jenseits der Stadt
Hatten sie Angst
In der Dämmerung.

In der Dämmerung,
In dem ägyptischen Theben
Sang man über sie
Zu den Toten.

In meinem Lesbos und in Achaia,
Wo die Götter wohnen,
Kannten wir sie.

Jetzt sagen die Menschen: „Es gibt sie nicht“;
Doch in der Dämmerung,
Bevor die weiße Sonne kommt,
Ein munteres Kind, das eine weiße Kerze trägt –
Erschreckt mich ihr Rascheln,
Ihr furchtbares Schweigen,
Das Drohen ihrer Heimlichkeit

*

Hermes, Führer der Toten

Die wir Deine Leier liebten,
Wußten wir doch um das Ende,
Daß alle Lieder zu Tränen werden;
Die wir Eos liebten,
Strahlender noch denn Narziß,
Die Sonne des Mittags
Und die Winde der See,
Die durch die Weinberge streichen –
Nun, in der Dämmerung,
Strecken wir zitternde Hände aus,
Hermes, zu Dir,
Führer der Toten.

Auf Deinen Flügeln sollst Du uns tragen,
Auf Deinen dunklen, tiefblauen Straßen,
Die in den Orkus führen;
Mache uns fest
Mit den ewigen Händen,
Sieh, unsere Füße zittern.
Und das Alter hat unsere Knie gelöst;
Müde Augen
Verlangen nach schweren, goldsatten Blüten
Unter den düsteren Himmeln
Persephones.

*

Der Fluß

I

Ich bin den Fluß entlang getrieben,
Bis ich mein Boot
Bei diesen verschlungenen Stämmen
Befestigte.
Hier treiben die Nebel
Über zerbrechliche Blätter
Und Schilf,
Farblose Wasser,
Braune, verblassende Hügel –

Du bist aus dem Dunkel des Waldes
gekommen –
Nun irrst Du im Nebel
Ein treibendes Blatt.

II

Blaue Blume des Abends –
Mit Deinen silbernen Blättern
Hast Du mein Antlitz berührt.

Liebe mich,
Da ich scheiden muß.

*

Schönheit, du hast mich zu sehr verwundet

Licht, das Du Wunde bist,
Die zarten Töne
Nähren sich von der Wunde.

Wo bist Du geboren,
Du Weh,
Daß Du mein Leben verzehrest? –
Wo kommst Du her?

Schneidender Wind der See,
Niemand kennt Deinen Ursprung.
Wie ein Vogel mit scharfen Krallen
Verwundest Du mich,
Oh süße Trauer.

*

In dem alten Garten

In diesem Garten hier war ich beglückt;
Ich habe auf den stillen Weiher
Und auf das Schilf geschaut,
Die dunklen Wolken, die der Wind
Aus hoher Luft zerriß,
Gleich jenen grünen, laubbeschwerten Zweigen
Der bunten Bäume eines späten Sommers.
Doch wenn sie mich auch tief entzückt gefunden,
Und diese Wasserlilien –
Was mich den Tränen hier am nächsten bringt,
Ist jenes helle Rot und Weiß
Der glatten Steine,
Die bleichen, gelben Gräser
Zwischen ihnen.

*

Juniregen

Heiß, ein Greifenmund aus Flammen,
Verwundet die Sonne die Straßen der Stadt
Mit ihrer goldenen Zunge,
Bis Menschen und Mauern verdorren;
Die staubige Luft steht stille.

Am dritten Mittag kräuselt sich ein Wind,
Weit dehnt sich das Meer,
Lautlos brechen sich die Wogen,
Ein dünner Hauch von Regentropfen
Verbirgt die Sonne und das harte Blau.

Graues Gewand von Regen,
Kalt wie Aprilreif
Umhüllt uns.

*

Amalfi

Zu Dir hinab, Du unendliche See,
Wollen wir steigen,
Auf Deinen blaßgrünen Wellen zu treiben –
Verlorene Blütenblätter.

Von den Hügeln wollen wir zu Dir wandern,
Von dem duftenden Hain der Limonen,
Der brennenden Sonne.
Wir kommen hinab,
Oh Thalassa,
Auf Deinen blaßgrünen Wassern
Wie Blütenblätter
Zu treiben

*

Bromios
(Ein Fries im Vatikan)

Die morschen Bänder sind zerrissen;
Die wächsernen Flöten und Doppelpfeifen
Schreien um mich herum;
Die heißen Winde wirbeln
Durch die roten Kiefernstämme.

Io!
Die Faune und die Satyrn,
Wenn Du die krausen, zottigen Pelze streichst
Und die stumpfen Hörner.
Sie haben Wein in schweren
Schwarz und rot bemalten Kratern
Um ihn auf ihrem weißen Leibe
Zu vergießen.

Io!
Sie schauert vor diesen kalten Strömen –
Angst, Angst!
Laß die Mänaden durch die Myrthen brechen
Und die Zweige der Rhododaphnai.
Laß sie das Fleisch des schnellen Wildes zerreißen.
Ah, diese grausamen, köstlichen Finger.

Io!
Ich habe Euch braune Trauben gebracht,
Efeuzweige und Kiefernzapfen.
Eure Brüste sind wie leiser Atem
Der kalten See,
Doch sie duften nach warmen Gräsern.
Werft Euren Chiton weit und das Peplum,
Mädchen des Taus.
Schön sind Eure Leiber, oh Ihr Mänaden,
Schön jene plötzlichen Falten,
Die vergehenden Formen des weißen Linnens
Um Euch.

Io!
Höre das reiche Lachen der Wälder,
Die Cymbeln,
Das Trampeln der Pane und der Centauren.

*

Bilder

I

Wie eine Gondel grüner Früchte
In Duft getaucht auf den Kanälen treibt,
(Venedigs dunkle Wasser)
Bist Du, oh Du einzige
In meine verlorene Stadt gekommen.

II

Der blaue Rauch zerflattert
Wie wirbelnde Wolken verwehter Vögel.
So treibt meine Liebe zu Dir,
Stirbt und erhebt. –

III

Rotgelber Mond an verblassenden Himmeln
Wenn die sinkende Sonne wie bleicher Scharlach
Zwischen den Zweigen im Nebel erstirbt –
Geliebte erscheinst Du mir.

IV

Wie eine Buche, die am Waldesrand
Voll Schweigen vor dem Abend steht,
– Und dennoch beben ihre Blätter
In der leichten Luft,
Als ob in ihr die Angst vor allen Sternen lebt –
So still bist Du und voller Widerhall.

V

Das Wild erklimmt die hohen Gipfel
Und läßt die letzten Kiefern hinter sich.
Mein Verlangen ist mitgestiegen.

VI

Blumen, vom Winde gebeugt,
Wie bald schon hat Regen ihre Kelche
Wieder gefüllt.
So tropfen Tränen langsam in mein Herz,
Bis Du mir wiederkehrst.

*

Gedanken

I

Folge mir heimlich
Ober Moos und Narzissen.
Komm in den Tempel,
Zweige verwilderter Hecken, die ihn verhängen.

Und ich bringe Dir Zeichen
Von der ekstatischen Feier, –
Zecher mit goldenen Haaren.

Komm,
Flötenmädchen sollen uns rufen,
Goldgelbgefiederte Vögel –
Ihre zarten Finger!
Duft der Gewänder, dämmerungstrunken,
Wenn sie sich neigen.

Komm,
Binde Dein Haar mit weißer Pappel,
Laß Deine Lippen süß sein –
Wilde Rosen von Pästum.

Geistfalter schweben über Asphodelen,
Schatten, einst Pairs der Laïs,
Treiben an uns vorbei.
Der Nebel ist grau.
Weit über uns leuchten
Die weißen Wogenkämme
Im Glast der Sonne;
Nixen liegen auf heißen,
Tangbedeckten Felsen.

Nun kehren die Mädchen
Zu uns zurück
Mit dem Duft von Welt
Und Stunden der Götter.

Auf der Erde
Wiegen sich Apfelbäume
In schweren, roten Früchten.
Ströme, die diese korns schweren Länder durchziehen,
Hören Gelächter.

Wir pflücken die Asphodelen,
Doch keine Krone wird gewebt
Denn es gibt keinen Wein;
Kein Sprechen;
Keine Küsse.

*

Ein Schmetterling,
Schwarz und scharlach
Mit weißen Tupfen,
Spannt seine Flügel
Über Liguster.

Tausend rote Fingerhüte,
Schlanke, blutige Pfeile,
Stehen reglos im Sandbruch;
Der Wind geht über sie hin.

Rötliche Schleier
Über bleichen Himmeln,
Phantastisch zerrissen
Von dunklen Essen.
Kerzen winken aus den Fenstern
Durch einen alten Stadtgarten.

*

Düfte

(Weiße Narzissen)

Alte Klöster, wo eine versiegende Quelle tropft –
Die braunen Kirchenwände
Sind sanft von Sommersonne.

Feuchte Gartenerde im März,
Wenn die Winde wehen.

(Gelbe Narzissen)

Der Mond
Tief unten schaut Sorrent
Auf seine Hügel –
Orangenhaine süß im Mai.
Wieder die sanfte, feuchte Erde
In englischen Gärten,
Nachdem der Regen und der Wind
Vorüber.

*

St. Marien, Kensington

Orangefarben
Ruh'n Platanenblätter
Zärtlich auf den zerbrochenen Platten
Des Altstadtfriedhofs.

Ihr armen Toten!
Von allen, die hier vorübergehen,
Denkt auch nicht einer
An Euch.

Aber die Bäume vergessen nicht;
Über Euch legen sich trauernd
Die welken Blätter.

*

**Hampstead-Heide
(Ostermontag 1915)**

Dunkle Wolken, in fahle Himmelsfetzen
aufgerissen,
Vom schnellen Licht des Scheinwerfers
durchschnitten;
Ein weißer, langer Dolch.
Die schwarze, murmelnde Menge flutet,
wirbelt, hält,
Flutet weiter
Zwischen den Lichtern und Ständen der
lauten Buden.

*

London
(Mai 1915)

Funkelnde Blätter
Tanzen im Wirbelwind;
Kalte, starre Wolken im Hintergrund.

Ein Kirchturm;
Auf seiner Spitze ein kleiner, eherner Hahn,
Um auf die blauen Weizenfelder zu hacken.

Dächer, kegelförmige Türme,
Spitze Schornsteine,
Fahl von Sonne,
Erdrösseln den Horizont.

Ein Birnbaum, eine zerbrochene, weiße Pyramide
In einem schmutzigen Garten
Treibt mich zur Verzückung.

Nächtens wandelt der Mond,
Eine schwangere Frau,
Bedächtig über die glatten Himmel.

Und ich bin gequält,
Zwischen all dieser Schönheit,
Besessen
Von dem Gesicht der Trümmer,
Zerfallender, stürzender Mauern.

*

Bilder

I

Goldgelb und silbern
Schimmern durch dunkle Pinienstämme
Sonne und Wolken;
Das Meer ist zerbrechlicher Purpur –
Niemals werd' ich Dich finden, Geliebte.

II

Du bist so schön – Wie schlanker, roter Fingerhut
Auf grünem Feld.
Ich strecke meine Hand
In Zärtlichkeit
Dich zu liebkosen aus;
Von neidischen Nesseln wird sie verwundet.

III

An diesem Morgen habe ich Stunden verbracht,
Und in den Bächen
Nach einem glänzenden Kiesel gesucht,
Um mich an Deine Augen zu erinnern.

In allen Stunden wacher Nächte
Denk' ich an Dich.

IV

Wie eine Flamme ist Dein Kuß –
Warum muß ich mich von Dir wenden?

Hier sitze ich in Einsamkeit
Und schreibe flüchtig vor mich hin, und immer wieder
Des alten Griechendichters Wort:
„Wie bist Du furchtbar, oh Liebe,
Liebe, wie bitter süß!“

*

Unaussprechlicher Schmerz

Mag die See ihre dünnen, zerrissenen Hände
In Qualen gegen die Ufer schlagen,
Mag sie nur stöhnen
Und zwischen Felsen und Vorgebirgen
Über die Öden von Sümpfen und Sanden
Ihr Leiden schreien;
Mag sie die großen Schiffe packen
Und Platte um stählerne Platte
Von ihnen zerren
In unbekümmertem Zorn;
Mag sie die weißen Dämme brechen
Von Hafen und Stadt;
Laß sie nur schluchzen und schreien und lachen
In schneidendem Rasen,
Von ihren weißen, salzigen Tränen
Naß das verzerrte Antlitz;
Ach, laß die See doch toll sein
In ihrem Wahnsinn an bebende Felsen krachen –
Denn die See ist der Schrei der Schmerzen.

*

R. V. und ein Anderer

Vagabunden der Schönheit,
Zarte, sehnsüchtige
Irrfahrer
Aus einem süßen,
Vergessenen Land,
Das verloren ist –
Wir haben keine Heimat mehr für Euch,
Wenn unsere Seele auch
Nach Euch verlangt.

Zarte Fremde seid ihr
In einer düsteren Stadt,
Gehaßt und angestarrt –
Goldene Krokusblüten auf trüben Pfaden.

Wir haben keine Heimat mehr für Euch;
Euer Leben ist Angst;
Dies nur ist uns geblieben –
Eichenzweige und ätzende Kräuter,
Harzige, duftende Kiefernkränze
Schweigend Euch darzubieten,
Um jene Krone dornenreicher Qualen
Zu verbergen,
Die Eure weißen Stirnen, die zerbrechlichen,
Zerbricht.

*

Gebet

Ich bin ein Garten von roten Tulpen,
Späten, gelben Narzissen
Und Lorbeerhecken,
Ein kleiner versunkener Garten
An einem schmalen Weiher --
Mit drei grauen, bleiernen Zisternen.
Bin dieser Garten, verweht, verstört
Von einem tagelangen Sturm,
Der aus dem Westen kommt,
Und jähem Regenfall.

Da gibt es feuchte Blütenblätter auf kräuselnden
Wassern,
Verschmutzte Blumen auf den Wegen.
Das Gras ist mit zerfetzten Blättern zugedeckt –

Oh Gott der Gärten, süßer, kleiner Gott,
Gewähre mir ein mattes Leuchten noch der Sonne
Und einen letzten, hüpfenden Vogel
Im schweigenden Dunst.
Dann laß die Nacht jäh stürzen,
Uns einzuhüllen,
Um alles Leben für immer
Auszulöschen.

*

Gefangen

Sie haben die goldene Spange
Aus meinen Haaren gerissen;
Bronzesandalen
Von meinen Knöcheln;

Sie haben mir meinen Freund genommen,
Der von der heiligen Weisheit der Dichter wußte
Und auf den Festen den Becher leerte,
Da Simonides sang.

Ich wandle nicht mehr durch die stillen Gärten
Im weißen Nebel der Olivenbäume;
Und keinen Kranz aus Rosen bietet man mir dar
Aus den weißen Händen der Mädchen.

Ich, der ich frei war, bin ein Sklave.
Die Musen haben mich vergessen;
Die Götter hören mich nicht.

Hier gibt es keine Blumen, die man lieben könnte –
Jedoch in Fernen sehe ich im Traum
Wiegenden Mohn und unsterbliche Asphodelen.

*

Sonnenuntergänge

Der weiße Leib des Abends
Ist scharlach aufgerissen,
Zerfetzt, zermeißelt, ausgeglüht
In tiefes Rot;
Nebelgirlanden
Kleben spöttisch
An seinem Himmel.

Von Flandern der Wind,
Der die Londoner Dächer streift,
Schmeckt bitter.

*

Bilder des Krieges

Proem

Aus diesem Aufschrei der Leidenschaften,
Diesem erbarmungslosen Vernichten,
Aus diesem endlosen Meer der Kräfte
Möchte ich Ruhe finden,
Die ewigen Götter zu schauen.

Aber täglich wächst meine Unrast,
Muß ich den strengen Formen entgleiten,
Starre hilflos über tausendfaches Weh,
Und bleibe dennoch stumm.

*

Dies ist ein alter
Und sehr grausamer Gott

Wir wollen aushalten;
Wir wollen versuchen, hart zu sein,
Wenn er uns bricht und verstümmelt.

Wenn es wahrhaftig nur um Euretwillen ist,
Daß wir gemartert stöhnen oder untergehen,
Unter schmutzigen Lasten taumeln,
Daß Ihr einst leben möget –
Können wir es tragen.

Wenn unser vergeudetes Blut
Die Zeilen kommender Dichter
Mit Licht zu erfüllen,
Wenn dieses unser zermartertes Leben
Vor den Gewalten der Zerstörung
Die goldenen Worte zu retten vermag,
Die einst zu uns ein aller Griechendichter sprach,
Dann können wir es tragen,
Dann hoffen;
Dann unsere Blicke wieder ohne tiefste Bitternis
Dem Sonnenaufgang schenken.

Doch, oh Du alter
Und sehr grausamer Gott,
Nimm, wenn Du willst,
Diesen bitteren Becher von uns.

Und wird die Welt nicht stillestehn für Dich,
Wenn ich gegangen bin?

Und wird der schlanke Gartenmohn
Noch immer dunkles Blut
Aus seiner grünen Kehle
Vor Deine Füße gießen?
Und wird die Feuermelke immer noch
Rote fünffach gespaltene Blütenblätter
Vor Deinen Augen wiegen
Wie fünf gemordete Sinne?

Und Deine Bäume? Werden sie wachsen
Und die metallenen Glieder des Laubes
Von den Abhängen in das Sommerlicht werfen;
Werden die Blätter zittern und dunkler werden,
Tanzen, wirbeln in Winden,
Sterbend in Gold sich färben
Und Blut,
Sich falten und schrumpfen,
In Schweigen zuletzt
Auf die frostigen Gräser fallen?

Und wird da Sonne sein für Dich;
Konturen naher Hügel,
Und wie aus dünnem, blauen Stahl geschnitten
Gegen den rötlichen Dunsthauch der Himmel?

Wird Schweigen sein?

Und wird nie wieder diese herbe, klare See
Auf Deinen Lippen trocknen?

Muß alles untergehn für Dich,
So wie es mir entwunden ist?

Ich war ein Verschwender –
Stille, farbige Stunden
Glitten von meinen müßigen Fingern
Und flatterten fort,
Wie im Oktober
Eichen- und Buchenblätter.

Ich habe voller Empfinden gelebt
Und mich verschwendet,
Wie eine Pflanze oder ein Insekt,
Das in der Sonne spielt –
Mit wachen Sinnen und Gedanken
Das Fleisch geliebt und alle Schönheit
Dieser Welt –
Grünes Efeu über verfallenen Türmen,
Das Atmen der grauen See,
Und die Ekstase der bleichen, gläsernen Himmel,
Wenn die Sonne sinkt.

Ich habe unendlich geliebt
Städte und Einsamkeit
Und wohl versucht
Die Menschheit nicht zu hassen;
Ich habe alles in mich gesogen
Wie reife Früchte aus reichen Gärten ...
Es ist vorbei;
Hier gibt es keine Blätter, keine See
Und keine Schatten
In reichen Obstgärten,
Nur eine unfruchtbare, staubige Wüste,
Drohend und leer.

Vergeblich warte ich auf Einsamkeit,
Auf dieses Gleiten stummer Stunden;
Und wie besessen bin ich, jenes schwere Zeug
Und meine Lederkleider fortzuwerfen
Um meinen Leib und meine Füße zu befreien.

So weit bin ich von aller Schönheit,
Daß eine gelbe Butterblume mit gierig
verlangenden Blättern
Nach meinem Herzen greift,
Demütig voller Dankbarkeit bin ich,
Ein echtes, reines Brot zu schmecken.

*

Morgendämmerung

Ein trüber Morgen wirft seine Lichter
Auf dünne, frostkalte Wolken;
In den Hügeln, jenseits der überfluteten Wiesen
Liegen die Nebel,
Totenstill, totenbleich –

Müde schleppen wir uns hin,
Steif vor Schlaflosigkeit,
Dumpf –
Jedoch mit dem Anschein aller Gelöstheit.

Sonne mischt blutiges Rot in den wolkenlosen
Himmel,
Metalle und Waffen spiegeln die Lichter;
Müde schleppen wir uns hin.
Unser stummes Gebet:
„Herr, mach’ ein Ende mit der düsteren,
bitteren Qual,
Ersticke sie in grellen, roten Farben
Der Agonie,
Und bald –
In nebelbleiche Stille.“

*

Der Liebende

Wohl hatte ich Freunde
Und schöne Frauen –
Doch da ist eine, die ich erwarte.

Nicht in den Tagen der Pflaumenblüte,
Der heiteren, kosenden Himmel,
Bei Vogelsang
Wird sie kommen;
Mit großem Dröhnen wird sie mir nahen.
Sternennebel begleiten sie,
Winkende Rauchfahnen
Auf galoppierenden Pferden.

Und wird sich beugen und mich umfassen,
Und wird mich packen mit wilden Armen,
Mit einem Kuß wie ein Messer,
Das langsam blutende Wunden reißt.

Wenn sie mich auch verletzen wird
In herbem Frohlocken,
Bald wird sie Milde spenden,
Tiefsten Schlaf
In süßem Vergessen. –

*

Zwischenspiel eines Augenblicks

In einer Nacht ging ich alleine fort aus den
Baracken meiner Kameraden;
Im warmen, nebelverhangenen Abend
Zirpten sanft die Zikaden.
Farnkräuter winkten aus Dunkelheiten
Mit zärtlichen, grünen, kostbaren Fingern.
Die Waldgötter raunten mir lieblich zu,
Und aus der Ferne vernahm ich
Das freundliche Stampfen des Zuges.

Ich war so glücklich allein zu sein,
So voller Liebe zu der großen, stummen Erde.
Ich hätte meine Wangen an die Gräser pressen
mögen,
Um mit den Lippen Deinen harten, starken Leib
Liebkosend zu fassen,
Erde,
Oh sorgende Herrin bitterer Liebender.

*

Auf dem Marsch

Helle Beeren am Wegesrand
Leuchten aus staubigen Blättern.
Rote, getupfte Beeren,
Ihr seid wie Knospen einer Mädchenbrust
So schön,
Und frisch und prall von Fülle.

Schönheitsstrahlende Morgensonne
Zwischen den roten,
Frühen Septemberbeeren,
Du zerrst an meiner Brust,
Dein Licht tötet mich
Mit der Erinnerung an die verlorene Freiheit,
An warme, süße und nun ausgelöschte Stunden.

Ich will die Waffen von mir werfen,
Koppel, Khaki, schwere Nägelstiefel,
Und nackend durch den Tau der Gräser laufen
Zwischen den prallen, roten Beeren!
Ich will frei sein,
In ihrer roten Fülle von der Schönheit singen
Und den Frauen von Hellas,
Vom Frieden der Olivengärten und dem Sturz der See,
Von diesen herben Wiesen,
Londons durchdringendem,
Geliebten Dreckgeruch!
Ich will frei sein....

Abteilung, H a l t !

*

Der Faun beklagt sich

Sie geben mir Flugzeuge
Statt Vögeln und Mücken,
Statt sonnigen Feldern
Verschlammte Löcher;
Für meine heilige Stille
Über Tage und Nächte,
(Treibende Blätter, Bienensummen in Blumen,
Reifes, samenschweres Gras in jener Stunde,
Da es in Zittern zu Musik erklingt)
Eine Stille, da ich wohl
Die unsichtbaren Räder der flammenden Sterne
Zu hören meinte,
Wie ihr Echo auf den gezielten Pfaden
Des Himmels widerklingt –
Für alles das bekam ich nun Geschrei,
Die harten Klänge brechender Metalle
Und jähren Ausbruch unerhörter Feuer.

Für meine Gefährten in den Wäldern,
Die zarten, gelben Faune
Und die Dryaden,
Die nackten, lüsternen Hamadryaden
Und heimlichen Nixen,
Die meinen Honig und Früchte stahlen,
Wenn ich an ihren Teichen schlafend lag –
Dafür haben sie mir Menschen gegeben,
Seltsame, furchtbare, schreiende Menschen,
Die meine kleinen Hörner verhöhnen
Und spitzen Ohren!

*

In den Gräben

Nicht, daß wir müde sind,
Daß wir uns fürchten,
Daß Einsamkeit uns überfällt,
(Und dennoch nie allein –)
Das ist es nicht,
Was uns zerbricht;
Es ist der Aufschrei
Aus den Schlünden
Der Batterien,
Der Sturm –
Jedes grausame Kreischen der Kugeln,
Das die Luft wie ein Messer schneidet,
Erbarmungslos –
Jede Wunde auf der Brust
Der Erde,
Der Demeter, die unser aller Mutter ist,
Brennt auch uns,
Zerreißt die feinen Adern
Der zarten Schwingen unserer Seele,
Um die zerbrechlichen in Dunst zu lösen,
Psyches leuchtende Flügel!

Machtlos,
Wie machtlos ist dieses Kämpfen –
Schreien, Zerstören ...

Nacht um Nacht kommt der Mond
Stolz und vollkommen,
Nacht um Nacht singen Pleiaden.
Und der Orion schlägt seine Bande über die
Himmel.
Nacht um Nacht bricht der Frost
Die verhärtete Erde.

Bald wird der Frühling Blüten zaubern,
Friedliche Ranken an toten Gräben
Und Blätter dort,
Wo große Ratten laufen
Und wo der Habicht die Aaskrähe ruft.

Könnt Ihr sie zwingen mit dem Schrei der
Schlachten?
Dann tötet diesen Winter mit den Feldgeschützen,
Haltet Orion mit den Bajonetten im Lauf zurück;
Zerfetzt die Frühlingsblätter mit Regimentern!

*

In tiefem Leid,
In der Verzweiflung
Sprach ich zu ihr,
Der meine Liebe gilt:
„Die weiten Wiesen
Und die kühle Marsch,
Die ganzen Hügel,
Überschwer von Duft,
Hab ich um Blüten ab gesucht,
Die den Göttern gefallen.
Und reife Früchte habe ich
Von mitleidvollen Nymphen
Mir erbeten;
Viele Waben habe ich gesammelt,
Den Wein verschwendet,
Milch,
Und alle meine Worte –
Umsonst;
Die unversöhnlichen Götter
Wenden ihr sorgloses Antlitz
In Strenge von mir.
Doch jener kalte, neidische Wind,
Er flüstert mir zu,
Daß niemand, vom Weibe geboren,
Die starren, geöffneten Augen
Der Schicksals Göttin
Zu trügen vermag.“
Und als die Blässe ihrer Wangen,
Als ihrer Augen angstzerquältes Schauen,
Das Zittern ihrer Hände
Ganz vor mir war,
Da wandte ich mich ab,
Die Tränen der Verzweiflung,
Die in den Augen brannten,
Zu halten;
Dann aber kam ich wieder,

Lächelte und sprach,
Indem mein Kuß sich
Ihren Lippen einte,
Nur dieses eine Wort:
„Verzweifle nicht!“

Seitdem jedoch,
Seit diesem einen Tag,
Sah ich sie niemals wieder.

*

Manchmal, wenn ich verzweifelt bin,
Verhöhne ich mich selbst:
„Halb Affe, Irrenhäusler,
Diener und Sklave,
Wo seid ihr Träume hingegangen,
Dein heißer Stolz?
Wo Deine Jugend, die verrann?
Wirst Du es wagen,
Mit entstellten Händen
Nur einmal wieder eines Mädchens
Geschmeidig süße Glieder zu umfassen?
Und Deinen nackten Leib,
So lang geschändet,
Der Sonne zur Verachtung auszusetzen?
Wirst Du nach dieser Schande
Leben können?“

Und das ist alles, was ich sagen kann:
„Wenn dieser Haß nicht meinen Tag vergiftet,
Daß ich die Erde lieben mag
Und Blumen, dieses ganze Leben,
Immer noch,
Daß meine Lieder stark und klar
Kann ich es tragen.“

*

Nein!
Wir wollen Dich nicht zum Opfer bestimmen,
Selene,
Die Du die Tochter des Zeus bist.
Die Schönste, Süßeste aller olympischen Mädchen –

Bist Du auch bleich,
Bleicher Dein Blick noch, wenn er die Toten,
Die heißen, vernichtenden Kämpfe sieht –
Du bist für uns eine Wasserrose,
Die zart auf dem schweigenden Teiche treibt,
Zerbrechlich verweht.
Die die gebrochene Hoffnung tröstend umfängt,
Eine verklärende Frau.

*

Dämmerung und tiefes Schweigen.

Drei Soldaten, auf eine Bank gedrängt,
An einer glühenden, roten Pfanne;
Ein Vierter, der abseits steht
Und in den kalten, regnerischen
Frühen Morgen blickt.

Dann der vertraute Ruf der Vögel –
Helles Kakeln der Hühner,
Krächzen der Saatkrähen,
Die zerbrechliche Flöte des Hänflings
Und das „Fing, fing“ der Buchfinken,
Über allem aber die Lerche,
Die selbst das Rotkehlchen übertönt.

Müde geht der Posten hin und her,
Murmelt nur ein Wort: „Friede“

*

Der Becher Wein

Und dieses Leben
War uns wie ein Becher Wein
Auf warmen Hängen der Zykladen ausgereift,
Aus vollen Trauben ausgepreßt –
Ein Wein, der Leuchten bringt
Bis in das düsterste Auge,
Gekühlt und wohl gemischt
Für die durstenden Lippen.

Doch uns war nur ein kurzer Blick
Auf dieses Bechers Rand.
Ein leichtes Streichen bunter Bilder
Auf seinen Seiten –
Achilles' großes Viergespann,
Das er in seinen Zügeln hält,
Und Faun, wie er die Flöte bläst
Vor tanzenden Mänaden.

Wir hatten nur den Wein gekostet
Und seine wechselnden Farben gesehn –
Tiefen Purpur in schattigen Bechern;
Blutig ist das Licht,
Wenn es kristallene Gläser durchfließt.

Und wenn wir dachten:
„Auch dieser Becher wird zur Neige gehen
Und die Amphore tönt von leerem Widerhall;
Das warme Leben in den Adern muß ersterben“ –
Es war ein sanfter Schmerz,
Der alle nahe Freude nur verklärt.

Doch jetzt,
Jetzt haben kalte,
Schreckliche, unsichtbare Hände
Uns heimlich den Becher entrissen.
Wir sind verstört,
Wie jener arme Geißhirt, seiner Herde
Und seines sonnenbraunen Weibs beraubt,
Nun aus den Hügeln Thrakiens
Voll Schmerzen in die freudelosen Städte stürzt –
So eilen wir dem Tod entgegen.

*

Zerstörtes Haus

Die hier lebten sind gegangen,
Geendet, von Kummer zerstört;
Nichts ist geblieben von ihrem Leben
Als ihr zertretenes, schmutziges Zeug
Zwischen verstaubten Trümmern.
Das Hochzeitsbett,
Rostig, verbogen,
Ist nutzlos zur Seite geworfen.
Zerbrochenes Spielzeug,
Vom Kinde zurückgelassen ...

*

Ein junger Baum

Es sind so wenig Bäume hier, so wenig junge Bäume,
Daß dieses Schicksal hätte gnadenvoller sein,
Den jähen Schreck der Flammen wenden mögen,
Der Eure Zweige auf die aufgewühlte Erde warf
Und unsere Freude an den frischen Blättern endete.

Und jeder rechte, gute Junge, der hier fallen mußte,
Scheint auszuschreien:
„Wir sind so wenige, wahrhaft, so wenige,
Konnte in unserem Schicksal nicht mehr Gnade sein“.

*

Eine Erdgöttin

Du bist nicht die erhabene Mutter,
Noch eine ihrer lieblichen Töchter,
Doch hast Du den Menschen Obdach gegeben,
In Deinen Händen Vögel geborgen und kleine Tiere,
Blumen in Deine Haare gebunden.

Schwester, Du hast krank gelegen an einem
langen Fieber,
Du bist von Schmerzen zerrissen
Wilder denn alles Gebären,
Doch ohne Frucht.
Du bist von Leiden gezeichnet.
Es gibt keine Blumen mehr in Deinen Haaren.

Ich habe Deine Schmerzen gesehen, oh Schwester,
Deine Wunden.
Doch nun ist Friede über Dich gekommen,
Ein tiefer Friede, ohne Ende,
So wie er nach dem Tode ihrer beiden Söhne
Über die Mutter des Königs Eteokles kam.
Denn in Deiner Agonie, Schwester,
Da die Menschen Dich beraubt und geschändet
hatten,
Da hast Du Dich der großen Güte unserer Mutter
erinnert
Und jedem von ihnen Obdach gegeben,
Die Dich zerrissen,
Sie vor dem Sterben mit Deinem verwundbaren
Körper geschützt,
Und ihren verstümmelten Leichnam an Deine
einst reine Brust gelegt.
Doch nun, da Du ausgehalten,
Da bei dem Unrecht und der bitteren Qual
Kein Hassen auf Dich kam,
Sondern nur Schmerzen und Mitleid,
Wie sie die Mutter des Königs Eteokles fühlte,

Als sie ihre zornigen Söhne sah –
Ist Dein Friede voller Wunder.

Unter meinen Füßen sind kärgliche Gräser
Zwischen verrosteten Trümmern,
Über mir schreit Deine letzte Lerche
Schrill vor den zerfetzten Wolken.
Aber um Deinetwillen, oh Schwester,
Oh Tochter unserer großen Mutter Erde,
Um Deiner alten Schmerzen
Um langen Leidens und Süßigkeit,
Und dieses neuen Friedens willen
Der über Dir in tiefster Tiefe liegt,
Sind alle Ketten meiner Bitternis zerrissen,
Und der Verzweiflung Last fällt von mir ab.

*

**Taintignies
(Belgien)**

Das Land ist träge, einer alten Dirne gleich;
Glanzlos und elend
Wie ihres Antlitzes
Krankheitsvergiftete einstige Schönheit.
Ekelhaft wie ihr Lachen,
In dem Du die schwarzen Löcher
Fehlender Zähne siehst –
Der Himmel ist graugelb und dürr
Wie ihr glanzloses Haar;
Die Erde selber verkommen,
Voller Moder,
Ihrem entehrten Fleische gleich.

*

Niederlage

Wenn unsere Herzen auch für Dich
In starker, wilder Liebe brannten,
Wenn alles auch, was uns verblieben war,
Nur für Dich stritt
Und niemand Dich verraten hat,
Wir sind geschlagen.

Schönheit –
Um Deinetwillen sind wir verloren,
Für Dich sind wir zugrunde gegangen,
Hat man Spott und Bitterkeit auf uns geworfen
Und jene Narren, die Dich hassen,
Uns vorgezogen.

Treulose, schöne Frau,
Du hast uns verraten –
Doch selbst verwundet und geschlagen,
In der Verzweiflung,
Es bleibt uns nichts,
Als nur zu Dir zurückzukehren,
Dir unsere Liebe zu singen.

Weiße Göttin der Schönheit,
Nimm diese Rosen –
Ist es doch unser Blut, das sie gefärbt;
Nimm diese Lilien,
In deren Weiße unsere Herzen brennen;
Nimm diese Buschwindröschen,
Die so zerbrechlich sind wie unsere Stärke,
Die wir in Deinen Diensten dargebracht;
Nimm diese Hyazinthen,
Gezeichnet von dem Seufzer
Der verlorenen Tage;
Nimm die Narzissenblüten,
Die lieblich sind wie Deine nackten Brüste.

Weiße Göttin der Schönheit –
Wenn sich auch die Sterne gegen Dich erhoben haben,
Und die Streitrosse der Tage
Dich zu vernichten, aufgeboden sind,
Wenn auch die Mächte der See
Und das Drohen der Nacht
Gegen Dich wären,
Wir würden bei Dir sein,
Dich anzubeten.

Oh Göttin! Liebliche, Unerbittliche,
Welche Weine sollen wir Dir bringen,
Welche Gläser für Deine Lippen?
Blut, Blut von unserem Herzen
Nur für einen Trank,
Und unser ganzes Sein für einen Becher.

Weißer Trauben und rote Trauben,
Das bleiche, fahle Scharlach
Der matten Münder,
Blumen und die Musik der Bäume,
Sonnenvergoldete Hügel
Und die blaue, stille, die göttliche See,
Sie sind Dein,
Nicht unser.

Um Deinetwillen sind wir verachtet,
Sind wir zerbrochen, oh Göttin!
Du wendest Dich ab von unseren Schmerzen!
Und einmal haben wir Dich um den Tod gebeten,
Den lächelnden, den stillen,
Den Tod, der kalt ist wie der Wind der See.

Nun aber hat die Liebe unser Herz entzündet,
Und wenn wir auch vernichtet und geschlagen sind,
Gewähre uns das Leben.

Gewähre uns das Leben, um für Dich zu leiden,
Um Deinen zarten Lippen Speisen darzubieten,
Mit aller Inbrunst unseres Blutes,
Um Dich mit Blumen unserer Not zu krönen,
Um Dich zu grüßen mit dem Schrei der Schmerzen,
– Die dennoch süß und göttlich sind.

Gewähre uns das Leben!
Wenn wir sterben, wird es niemand geben auf
dieser Erde,
Um Deines Herzens wildem Stolz zu opfern,
Niemand so zart, so willig,
Niemand, auf Deinen Festen Dir zu singen.
Gewähre uns das Leben,
Und Buchsbaumpfeifen, goldene Leiern
Werden dann wieder von Hügelkuppen
Und von den Ufern klingen,
Aus allen Tiefen unserer Weltstadtstraßen,
Und dem Entsetzen aller dieser Schlachten;
Und mögen sie auch leise tönen,
So schwach wie wir sind in Verzweiflung,
Sie werden Dich in Klarheit preisen.

Wir träumen von weißen Klippen,
Schnellen, wechselnden Himmeln,
Von Regen, der auf die Erde fällt,
Von Blumen, zart wie Deine Finger,
Wie Deine Liebeskleider voller Glanz –

Wir haben nichts von allen diesen Dingen;
Nur diesen Kampf, Verzweiflung und Leiden,
Häßliches Land und die entstellten Tage,
Ein graues Meer und schlammbedeckte Ufer.
Doch alles dieses wollen wir
Für Dich vergessen,
Daß wir geschlagen sind,
Alles, alles, um Deinetwillen.

Sind wir denn wirklich stark genug,
Mit allen unseren Kräften
Die feindliche Welt zurückzuschlagen,
Die unser Selbst von seinem eigenen Wesen trennt,
So wie ein Kind, dem Mutterleib entrissen,
Ein schwacher Liebender den lichten Brüsten?

Gibt es denn Hoffnung?
Dürfen wir glauben,
Daß nicht in wilder Grausamkeit
Und in verblendeter Entartung
Fleisch Fleisch zerrissen hat,
Die Seele von der Seele
Losgerissen?

Und müssen wir verzweifeln?
Dann allen Göttern diesen Spott zu bieten,
Daß selbst das Lieblichste, was sie erschaffen,
Uns höchstens eine Lüge ist
Und ohne Sinn?

II

Sand, den die Stürme aufwärtspeitschen,
Verwundet und zerschneidet unser Fleisch,
Betäubt und blendet unsere Sinne,
Daß wir den Sturz der Wellen nicht mehr hören
können,
Den Glanz der Sonne nicht mehr sehen.
Doch können wir dies Drohen, dieses Elend
Von uns stoßen,
Die Stärke aller Berge leihen
Wie bisher ihre Einsamkeit,

Um diese Drohung auf sich selbst
zurückzuschleudern,
Die harte Bronze mit der Bronze schlagen –
Das wäre wohl, als ob ein großer, schlanker Gott,
Von seiner zeitenlosen Muße frei geworden,
Das dünne Horn des Mondes in die Hände nähme
Und es an seine Lippen setzt,
Als ob er wilde, scharfe, schrille Töne bliese,
Die jenen gleich, nach denen unsere Herzen
In diesem stummen, wüstenhaften Schweigen
In ihrer Einsamkeit Verlangen trugen –

III

Ach, weich wie Wachs sind wir vor ihrer
harten Bronze,
Ach, wie ein blasses Flötenrohr an den
schreienden Wassern,
Wie vor unendlichen Winden der See
Landvögel treiben.

*

Das Blut der jungen Männer

I

Gebt uns den dichten Schleier der Sinne zurück,
Daß wir nicht sehen, oh bergt vor uns
Das rote Blut, das gute, schöne, junge Blut,
Wie es an allen Mauern klebt,
Blut, auf das die alten Männer treten,
Treten ohne hinzusehen,
Kalte, grausame Frauen und achtlose Kinder
In ewigem Vorübergehen ...

II

Tag wird zur Agonie, die Nacht allein,
Ein müßiger Schatten, verbirgt die blutigen Zeichen,
Die Male des Grauens, geronnenes Blut der Tage.

III

Alle Kleider der Menschen,
Alle Räder in allen Straßen,
Alle die kalten, leeren Gesichter,
Alle Fronten der Häuser,
Alle Steine in allen Gassen,
Oh Entsetzen! Wie grauenhaft mit Blut verschmiert.

IV

Welch ein Schrecken!
Wenn eine Frau die weißen Hände zeigt,
Plötzlich zu sehen, wie verfaultes Blut
In schwarzen Tropfen niederrinnt;
Und wenn ein alter Mann, gesund und heiter,

In seinem weißen, sauberen Linnen sitzt
Mit reinem, weißen Haar,
Plötzlich zu sehen, wie dasselbe Linnen
Von Dreck verschmiert,
Das weiße Haar von Blutrinnensalen klebt.

V

Oh diese Lachen, diese Pfützen Blut,
So langsam voll getropft, langsam zu Seen
sich füllend,
Blut unserer Jungen, Blut ihrer Leiber,
Ausgequetscht, gepreßt,
Um die Gewänder des Dives purpurn zu färben,
Vergossen, um die Lippen Magdalenas,
Die ohne Liebe war, zu röten
Sie, deren Sünde liebelos.
Oh dieses stetige Bluten der müden Leiber,
Dieses Schlagen der Herzen,
Wie es schwächer und schwächer wird,
Bittere Achtlosigkeit alter Männer,
Vornehme Gleichgültigkeit der Frauen.

VI

Ihr alten Männer werdet stärker werden, gesünder,
Breite, rote Wangen werdet Ihr haben,
Klare, harte Augen -
Denn Eure Speise, Euer Trank, sind sie nicht
köstlich?
Das Blut der jungen Männer, gutes Fleisch
der Jungen?

Oh, ihr Frauen, Ihr grausamen, vornehmen Frauen,
 Welche Ströme der Liebe sind für Euch vergossen,
 Welche bunten Wasser zu Eurer Lust!
 Geht Eurer Wege, geht weiter, vergeßt sie;
 Gebt Eure Lippen und Brüste den Alten,
 Den freundlichen, alten Männern, die Euch
 glühend verlangen!
 Sie, die Euch wirklich lieben werden, wahrhaftig
 lieben,
 Nicht so wie wir, Geliebte, ausgeblutet und
 unter Weinen.
 Verkauft Euch, oh schenkt Euch den Krüppeln,
 Schenkt Euch den Schwachen, den Armen, die
 man vergessen,
 Denen, die dieser Marter entrinnen
 Und ihr Blut aus den Lachen
 Mit Goldgewicht kaufen.

Verschenkt Euch an sie, geht weiter, vergeßt uns;
 Wir, die wir überlebten, die wenigen, ein
 kärglicher Rest,
 Sitzen zusammen in Einsamkeit, Kälte und Dunkel,
 Wir wagen nicht das Licht zu schauen
 Aus Furcht, Entsetzen und das Weh,
 Die Agonie in unserem Antlitz zu entdecken,
 Sitzen in Schweigen und träumen bitter
 Von unseren Freunden, den lieben Brüdern, den
 jungen Männern,
 Die verstümmelt sind, vernichtet, entblutet,
 ausgequetscht,
 Entleert und fortgeworfen, daß die Wasser steigen
 Und daß die Lippen der Frauen mit ihrer Süße
 Den Alten sich schenken.

VIII

Geht Eurer Wege, Frauen, geht weiter, vergeßt uns,
Denn wir sind krank vom Blut, seinem Geschmack,
Seinem Anblick;
Geht zu denen, die nicht bluten und zu den
alten Männern,
Sie werden Euch dafür die schönste Liebe schenken!
Doch wir sind einsam, wir sind verlassen,

Wir mischen das Blut unserer Brüder mit
unseren Tränen,
Wir schreien nach unseren Brüdern, den
Männern, mit denen wir fochten,
Schreien, klagen, allein nur mit unseren Toten,
Beten, daß Dunkelheit über uns komme,
Daß wir nicht irre werden in diesem Scharlachmeer,
Das aus den Adern unserer Brüder tropft und rinnt.

*

Epilog

Che son contenti nel fuoco

Wir sind von jenen, welche Dante
Zwischen den Flammen der Hölle
Glücklich sah um der Liebe willen,
Die den allmächtigen Gewalten
Des düsteren Zorns mit einem Kusse trotzten.
Wir gingen mitten durch die Hölle,
Furchtbarer, düsterer, vielfach verzweifelter noch
in ihren Kreisen
Als Dante es je träumen konnte:
Und doch hat die Liebe uns froh erhalten.

*

Bilder des Verlangens

Ein altes Lied

Es liegt mir nichts daran
Marien Lob zu bringen,
Will von dem süßen, seltsamen Duft
Einer Sterblichen singen.

Sie trägt nicht Mariens
Trauerkleid,
Sondern Seide und Tuch
Schöner Heiterkeit.

Nicht wie Mariens Augen
Sind ihre tränenverhangen,
Nur wenn sie küßt
Vom Dunkel der Liebe um fangen.

Mag jene Gottes Mutter sein,
Es kann mich nicht beschweren,
Sie nur, die mir so teuer ist,
Will ich verehren.

*

I

Dein Mund ist süßer Duft wie im April
Orangenhaine, Deine Lippen Hyazinthen,
Taufeuchte, dunkle, noch verschlossene Blüten,
Die meine Zunge durchdringt wie verliebte Bienen.

II

Dein Leib ist weißer als mondweiße See,
Weißer als Schaum an felsigen Küsten,
Weißer noch als jene weiße Göttin,
aus Schaum geboren.

*

Ihr Mund

I

Eine verschlossene Blume ist ihr Mund,
Die unter meinen Lippen wunderbar
Sich auseinander faltet.

II

Und ihres Leibes Duft verbleibt bei mir.
Er wohnt in meinem Mund, in meinen Sinnen
So sehr, daß ihn kein Wohlgeruch
Von Blumen und von Wein,
Nach ihrem Scheiden
Verdrängen kann.

III

Auch meine Lippen färbt das dunkle Rot,
Das sie von ihnen nahmen; so eng war unser Kuß.
Und seine große Zärtlichkeit, die meine Lippen glättet,
Klingt immer in mir nach.

IV

Wenn sie ihr Antlitz nur zu meinem wendet
Und ihre Lippen an die meinen legt,
Schlägt mir mein Blut in wildem Taumel,
So schön ist sie, daß sie erbeben macht.

V

Und wenn ich bitter traurig bin
In jener Leere herber Tage,
Ist es Erinnerung an ihren Mund,
An ihre Küsse,
Was mich zu Freude brennt.

I

Dein Leib ist wie der heiße Glanz
Der goldenen Länder
Mit Sonnenlicht und Brennen ganz beladen –
Lieblich und wild.

II

Haar wie Deines
Umschloß die weiße Stirne der Lesbia,
Solche seltenen müden Augen
Durchbohrten den jungen Römer
Wie Messer
Bis zur Verzweiflung.

III

Du bist von jenen, deren harte Lippen
In flammenzerrissener Dunkelheit
Fluch und Gebete zur Hekate schrien;
Und deren Münder schnell und süß zu küssen,
Doch nach dem Küssen bittere Rache übten.

IV

Kleine Brüste wie Deine
Fühlten den schnellen Natternbiß
Wo hohe Herren ihre Lippen preßten.

V

Um Deinesgleichen willen haben Könige
Kronen niedergelegt,
Tapfere Männer Tränen vergossen,
Edle Männer heimlichen Mord begangen.

Doch Du bist kalt bei allen diesen Dingen,
In Deinen Augen Müdigkeit, zu gleichgültig
Danach zu fragen, ob Deine Hände feucht von Blut
Oder von Tränen sind;
Durch einen Nebel von Begierden
Suchen mühsam Deine Augen
Nach einem Antlitz reiner Liebe,
Und Deine Lippen dürsten maßlos
Nach einem Kuß aus Zärtlichkeit.

*

Schlaf

Wenn nur der Schlaf die Schönheit birgt,
Wie Dichter sagen,
Wie brennend süß durch alle Nacht zu liegen
Bis zu dem Tago
Mit ihrem ganzen, blumengleichen Leib
Mir eng verbunden,
Ihr Herz zu fühlen und wie Wein
Von ihrem Atem trunken ...

Ach, es wär gut zu sterben und vergehen
So süß gebunden,
Niemals von unserem Bett erwachen
Zu kalten Stunden,
In Träumen Haupt an Haupt zu schlafen
Für Ewigkeiten,
Im warmen, goldenen Rausch der Liebe
Göttlich entgleiten.

*

Zurückhaltung

Wenn Du mich auch verlangst,
Muß ich doch Schlaf erdichten,
Und meine Augen zwingen,
Dem Tag sich zu versagen.
Denn wie ich liegend hier gefesselt bin
Von Deinem golden-dunklen Leib,
Muß ich doch denken wie die Toten,
Wie meine Toten einmal lagen.

*

Vor der Trennung

Mag auch die Erde, Geliebte,
In dem Vernichtungsschrei der Geschütze stöhnen,
Mögen auch Blut und die Leiber der Männer
zu Wasser werden,
Muß ich auch wieder in die Schlacht zurück,
Daß ich vielleicht auf immer für Dich verloren bin,
Gib Dich, Geliebte,
Diese letzte Stunde
In Liebe mir,
So wie ich Dir gehöre.

In dieser Nacht soll es kein Weinen geben
Und keine Qual, die uns verzehrt,
Nicht Kälte der Verzweiflung
Und lange Agonie erschöpften Hoffens,
Nur uns allein in einer Herrlichkeit, die
plötzlich überfällt
In namenlosem Glück, in dem die süße Herbe
Des Verlangens ruft
Und uns für einen Augenblick
Den harten Schrecken dieser Welt verschließt.

Du sollst mich küssen mit Deinen Lippen,
Die feucht von Wein,
Doch deren Brennen ihn übertrifft;
Du sollst aus Deinen flüchtigen Kleidern
Wie eine weiße Rose ersteigen,
Die aus der Hülle ihrer Blätter dem reinen
Licht entgegentritt –
Gib meinen Augen Deinen jungen, schönen Leib,
Arme und Brüste, die mich kosend umfassen,
Und sprich zu mir die Worte des Verlangens,
Die leisen, flüsternden, die gestammelten Worte
des grenzenlosen Verlangens,
Daß diese Freude ewig dauern,
Die Liebe niemals enden möge ...

Gib mir dies, und der Tod mag mich holen, –
Denn diese Nacht wird es kein Weinen
geben und keine zehrende Qual,
Nur unser Küssen und Flüstern, wundes
Schlagen der Herzen –

*

Lied eines Soldaten

Wie manche Nacht in Traurigkeit
Mein Lieb allein wird sein
Oder in anderen Armen liegen –
Ich liege wie ein Stein.

Wenn sie an mich denkt und sie weint
Um die verlorene Seligkeit,
Auch tot wird mir das Herze brechen
Um ihre große Einsamkeit.

Wenn sie vergißt, wenn sie verschenkt,
I lippen und Glieder zu neuem Begehren,
Bin ich auch tot, mir bricht das Herz,
Als ob es schneidende Feuer verzehren.

Sie soll nicht mehr in Sehnsucht weinen,
Nie wieder Liebesworte sagen,
Was auch nach meinem Tod geschieht,
Ich werde ewig Schmerzen tragen.

Ich wage nicht, dies Leben zu erbitten,
Nur einem letzten Tod zu winken
Um nicht zu wissen, sie wird nun ihr Leben
Aus dem verliebten Atem eines anderen trinken.

*

Epilog

Ob ich zu viel,
Ob ich zu wenig von der Liebe sprach?
Wer kann es sagen – –

Doch wir, die wir uns nicht
Mit Lügen betäuben,
Wir wissen wohl mit tiefer Leidenschaft,
Daß wir nur diese Wärme, diese Schönheit
unseres Lebens haben
Vor der Unendlichkeit der dunklen Leere.
Für eine kleine Weile sehen wir die Sonne,
Wir riechen Wein auf den Terrassenhängen,
Wir singen, weinen, kämpfen, darben, feiern –
Wir lieben Lippen, weiche Brüste,
Zu süß, daß Unschuld darin wohnen mag.
In dieser kurzen Glut sterblichen Lebens, –
Wie eine schwache Kerze,
Die verloren ist in einem großen, kalten Raum –
Da wissen wir es wohl,
Daß uns das klarste Licht die Liebe ausgegossen hat,
Daß, wenn wir küssen
Und unser Lebensblut in unseren Lippen bebt,
Wir den erträumten Göttern
Ganz nahe sind.

*

Verbannung

Eumeniden

Es ist in den Nächten, da man denkt,
In Nächten, da man mit schlaflosen Augen
Auf das enge, mondlichtdurchflutete
Zimmer starrt.
Draußen schreien die Eulen mit kurzem Ton.
Und da sind Sterne,
Deren unsterbliche Ordnung
Erschauern macht.

Ich brauche nicht das Ticken meiner Uhr,
Um mir zu sagen, daß ich sterblich bin;
Ich habe mit dem Tode gelebt, mich vom
Tode genährt
Wie Generationen, die glücklicher waren,
vom Leben;
Mein ganzer Sinn ist wie von kaltem Brand
zerfressen.

Wer bin ich, der ich hier so ruhig liege,
Starre, bis ich beinahe das Schweigen sehe?
Wer bin ich?
Welches dunkle Bruchstück eines Willens?
Welche elende Lebenszelle?

Habe ich nicht danach gestrebt,
Und immer wieder gestrebt zu gesunden?
Ruhig gelebt (wie es schien) all diese Monde,
Täglich bin ich durch saubere, heckenbedeckte
Felder
Gegangen, habe dem langen, bunten Zug
Der Wolken nachgeschaut, Blumen geliebt,
In mein Wesen gesogen,
Englische Blumen – die dünnen Anemonen,
Die süßen Knospen der Primelbüschel,
Wilde, duftende Hyazinthen, weiße Sternmieren,
Getupftes Knabenkraut, hohe duftlose Veilchen,

Lärchenkeime, grün und scharlach –
Ich habe das sprießende Grün der weißen Eschen
Gesehen,
Der Birken und schweren Eichen,
Habe ich nicht mit den besten Büchern,
Den edelsten Freunden gelebt,
Mit heiterem Antlitz, mit freiem Lachen
Und lange gearbeitet?
All dieses habe ich getan,
Und dennoch gibt es immer Nächte
In denen ich wach liege und mit schlaflosen
Augen starre,
Und was die Krankheit meines Sinnes ist,
Die Agonie, mit der ich kämpfe,
Vermag ich kaum zu sagen.

Loos, jene furchtbare Nacht in Hart's Crater,
Die feuchten Keller von Maroc,
Die geisterhaften, gefrorenen Straßen von Vermelles,
Der erste, nachtlange Gasangriff –
Oh, diese tausend Bilder, die ich sehe,
Mit denen ich kämpfe und die ich nicht töten kann –
Jener Stiefel, den ich von mir stieß –
(In ihm war ein verwesender Fuß),
Die Nacht, in der K's Haupt zerschmettert wurde
Wie eine faule Birne durch die Mörser,
Die andere Nacht, in der ich auf die toten Männer trat
Und alle Offiziere ausfielen ...

Wie Eumeniden gleiten diese um mich,
Die furchtbaren Erinnerungen von Elend
Und Verzweiflung,
Gemartertem Fleisch, geklumptem Blut,
Dem Ertragen –
Männer, Männer, und das Dröhnen der Feuer,
Die zischenden Lichter, rot, grün, gelb,
Der feuchte, klebrige Schlamm,
Die gewundenen Drähte,
Die glatten, hölzernen Laufstege ...

Es ist alles so schal,
Es ist schon tausendmal gesagt,
Millionen haben es gesehen,
Durchlebt, wie ich;
Millionen mögen von diesen Bildern verfolgt sein,
Wie ich von ihnen verfolgt bin;
Mögen, wie ich, in der Dunkelheit fühlen,
Wie ihr Fleisch sich langsam in Fäulnis löst,
Ihre Jugend und Liebe, ihr Frohsinn
Zerrissen, gewaltsam erschlagen,
Vernichtet sind.

Was ist es, wofür ich mich quäle?
Die Toten? Sie sind still;
Sie haben keine Beschwerden.
Nein, es ist mein eigenes,
Gemordetes Selbst –
Ein Selbst, das seine Leidenschaft
Für Schönheit hatte,
In manchem Augenblick
Von der Unsterblichkeit berührt –
Gewaltsam erschlagen, das vor mir aufsteht
Wie ein Gespenst,
Um meine Nächte zu quälen
Und mich zu martern.
Ich selbst bin jene Eumeniden,
Die unversöhnlich um mein Lager gleiten;
Es ist das Unrecht, welches man mir angetan,
Das niemand wiedergutmacht, niemand bereut,
Das sich vor mir erhebt und nach Sühne schreit.

Sag mir, welche Antwort
Soll ich meinem gemordeten Selbst geben?

*

Le Maudit

Frauentränen sind nur Wasser;
Die Tränen der Männer Blut.

Er sitzt allein im Licht der Feuer,
Rings treibt der Schlaf vorbei,
Brodelnde, tiefe Wasser
In stummen Wogen.

Ungreifbar, verstohlen,
Durchdringt die Dämmerung die große Stadt.
Als ob die Jahreszeiten seine Schmerzen kennen
Hat sich der Frühling über Nacht
In Schnee gewandelt.

Sorge und Leid
Haben ihm ihre Gunst geschenkt,
Er kann ihren furchtbaren Armen
Nicht mehr entinnen,
Bei allen Fluchtversuchen
Wird die Erinnerung ihn foltern.

Welchen Sinn hat es für ihn
Nächtliche Stunden in Großstadtstraßen
Ziellos zu wandern,
Nur um in armseligen Winkeln
Mit einfachen Menschen zu sein,
Ihr stummes, natürliches Mitleid
Zu spüren.
Er steht allein in Dunkelheit,
Ein Posten, den niemand ablöst,
Sieht über tote Räume,
Erwartet das langsame Ende.

An einem Tor am Wegesrand

Verweile einen Augenblick, mein Freund,
Sieh über diese stillen, reichen Felder;
Riesigen Landgöttern gleich
Neigen sie sich nach vollendeter Arbeit
Zur heiligen Ruhe –
In diesem Ruhen so dem Tode gleich,
Daß, wenn sie denken,
Alle Gedanken sich dem Tode einen.
Mit ihnen ist Friede,
Friede der milden, wolkigen Himmel,
Der stillen Winde, die über ihnen
Ewige Sänftigung flüstern.
Friede gelassen steigenden Mondes,
Friede der dunklen Wälder,
In denen überwelke Blätter niederhängen,
Sich nach Vergessen sehnen,
Ohne schon zu fallen.
Friede, daß die Frucht gepflückt, der Weizen gemäht
Und dem Ertrag des Jahres zugeflossen sind.
Friede, in Demut erhaben.

Sag, würdest Du nicht glücklich sein,
An einer solchen Ruhe teilzuhaben,
Die lange Arbeit gut beendet, Friede im Herzen,
Zu einer solchen Stunde
Unter solchen Himmeln?

Oh Freund, weißt Du den Grund,
Daß diese Felder Frieden haben,
Während wir friedlos sind?
Ich schmiege meine Hände sanft an meine
schmerzenden Augen,
Spüre, wie heiß sie vom Wägen so vieler
Bücher sind,
Mein Geist wie ausgedörrt von den Gedanken
vieler Menschen,
Mein Herz ist matt vom Tode vieler Götter.
Ich weiß, ich lebe nur, weil ich zu leiden habe.
Von Wahrheit weiß ich nur, weil ich sie suche,
Weil ich sie brauche nur, weiß ich von Liebe.

Sucher des Wahren, der Weisheit!
Oh Freund, wer war es, der dies Wort
In seiner Bitterkeit erzeugte?
Sag, welch ein Feind sprach diesen süßen Trug
Mit sanfter, flüsternder Rede?
Wir waren Suchende all diese vielen Jahre,
Du und ich.
Mag sein, daß wir bei diesem Spiel nicht viel
gewinnen,
Daß uns das Glück nicht hold,
Oder wir blind sind, oder die Götter grausam,
Denn was wir atemlos mit Freude packten,
Verlor gleich allen Wert in unseren Händen;
Was wir entbehrten
Schien immer jenes Ziel zu sein,
Nach dem wir strebten.

Ich brauche Deine Antwort nicht,
Ich weiß, ich weiß,
Was Du mir sagen würdest;
Ich weiß, daß unser Suchen edler ist
Als das gemeine Treiben,
Daß wir den Göttern näher sind als jene,
Die nur geschäftig ihren Tag verbringen.

Schatten, die wir verfolgen, mögen wohl keine sein,
Träume, mit denen wir leben, mehr nur als Träume.
All dieses hoffe ich,
Doch wenn der Herbst sich naht
Und schwere Karren nach den Scheuern schwanken,
Die Schwalben sich versammeln, um davonzufiegen,
Saatkrähen in die Felder schwärmen nach
zerstreuten Körnern,
Oh Freund, bin ich erfüllt von Zweifel und Gedanken.
So arm ist meine Ernte vor dem goldenen Reichtum,
Gequält mein Geist vor' diesem Überfluß
An Frieden.

Komm, was sagtest Du noch von Lukretius?

*

Freiheit

Nach vielen Jahren, schließlich
Bin ich der Qualen müde geworden,
Tränen und allen Mitleids,
Bin ich wohl schließlich gleichgültig geworden.
Fast bin ich befreit –
Ein kleiner goldener Sonnentropfen
In grünen Wassern,
Er fällt, gerinnt –

Das Gras, das eins mit unserem Fleische ist
Und wie ein alter Mann zurück sich beugt
Nach seiner Mutter Erde,
Es winkt mit langen Fingern
Nach den Pappelnymphen,
Und nach den weißen Dryaden der Eschen,
Um ihre süßen, tanzenden Füße zärtlich zu kosen –
Schwebende, bleiche, unsterbliche Füße.

Der Toten mögen ungezählte sein –
Doch ist in mir die Süße von zerriebenen Blättern;
Meine Augen sind klar wie Blumen,
Meine Hände rein,
Und über mir ist volles Licht,
Das dunkle See durchflutet
Und in die windlosen, schattigen Räume dringt,
Wo sich das Seemoos um die stillen Kiesel schlingt.

Und die Centauren galoppieren über harte Hänge,
Die Haare wehen, und die Hufe dröhnen,
Weiße Geister flüstern in dem Dickicht,
Wo die Tautropfen fallen,
Und schlanke Faune tanzen an den
grasbedeckten Pfaden,
Ich bin durch Mitleid und durch Haß gegangen,
Durch das Verlangen und die Qual
Zu diesem einen Ziel;
Ich bin ich selbst,
Ich bin frei.

*

Flucht

Laß manchmal Schweigen sein,
Sternenlose Nacht
Für eine Weile; – Schweigen,
Zeit des Vergessens,
Dem siedenden Leben fern
Und dem Schrei der Schlachten.

Eine Weile gib Verborgenheit,
Und ein Versteck vor Sonne und vor allen Farben,
Zeit für die Seele,
Um in sanftem Gleiten sich Dunkelheit zu eilen –
Um allem heißen Brennen
Linderung zu sein
in Todeskühle.

Laß Ruhe sein,
Für müde Augen Ruhe von der Arbeit,
Um über große Räume hinzuwandern
Und für den Geist dem Ring der Stunden zu entrinnen,
Im Meer der Welten
Ohne Ziel zu treiben.

Gewähre Frieden –
Für eine Zeit laß es kein Kreischen sein
Und kein Geklirr von Steinen, Stahl und Rädern,
Geschrei von Feuern.
Und reinigen wir uns vom schweißverklebten Dreck
der Stunden,
Um still zu sein,
Und atmen wir den kalten, toten Wind
Der leeren Räume.

Nachtigall

Nachtwinde peitschen mein nacktes Fleisch,
Über mir stürzende Lüfte wie Wellenschlag,
Der junge Mond zwischen erfrorenen Wolken;
Fern wie der Tod brennen die Eisperlen der Sterne,
Eine Mauer harter, schwarzer Kiefern
Zerschneidet den fahlen Himmel.

Deine Stimme –
Oh dieser keuscheste, kälteste Klang!
Ein kurzer, schriller Schrei wie Glas auf Eis,
Dünnes Metall nach hartem Schlag,
Das Gleiten der Wasser.
Oh jungfräuliche Freude!
Die Wälder verbergen Dich,
Die taugefrorenen Zweige.

Dies ist kein Liebessang,
Kein Atem der Winde und Sommerblumen,
Verlangendes Flüstern,
Doch eine Hymne,
Wie sie Trözenische Jäger sangen,
Einsam, durchdringend und ungezähmt vor dem
Marmorschrein.

So wilder Sang ertönte einst
Von den Frauen der Artemis
In einem kalten, verborgenen Tal,
Da Bäume düster einen schwarzen See umstanden
Und kalte Nebel glitten,
Als die Strahlen des Mondes
Ihr erstes Leuchten
Zwischen die Wolken warfen.

Die schaumzarten Mädchen,
Welche die griechischen Schiffer
Vor ihren Booten sahen,
In deren Adern Gischt der Stürme sprühte
Und deren Leib das Herz der Wellen kühlte,
Sie sangen dieses Lied,
Da früher Morgen grau
An den Ufern stand.

Doch dies ist kein Liebessang,
Kein Echo von Küssen.

*

Die Gedichte, die sich in diesem Bande finden, sind der Ausgabe „Collected Poems“, Allen and Unwin, London 1929, entnommen. Diese Ausgabe enthält Gedichte aus den Schaffensperioden von 1910 bis 1923. Die einzelnen Gedichtbände, die Aldington in dieser Zeit veröffentlichte, trugen die Titel:

„Images“, „Images of War“, „Images of Desire“, „War and Love“ und „Exile and other Poems“. Über seine Stellung als Dichter sagt der Autor, daß sie gleichsam nur der Vorbereitung gedient habe, um ihn schließlich zu seiner eigentlichen Aufgabe als Prosaschriftsteller hinzuführen. In einer kurzen, autobiographischen Notiz weist er darauf hin, daß er seinen ersten starken Einfluß vom Griechischen Chor und von Henley empfing und „Rhythms“, d.h. ungereimte Verse, die keinem metrischen Schema unterworfen waren, zu schreiben begann, in denen der Rhythmus durch eine Art innere Musik erzeugt werden sollte. Erst sehr viel später wurde er von Pound deswegen als „Imagist“ bezeichnet. „Was wollten wir damals“, sagt Aldington im Vorwort zu den Collected Poems, „Wir waren jung und bereit, für die Dichtung, die wir einmal zu schreiben hofften, alle Entbehrungen auf uns zu nehmen. Wir wollten mit dem dekadenten Romantizismus des Victorianischen Zeitalters brechen, um die traditionellen Formen mit unseren eigenen Visionen und Gefühlen zu erfüllen, so unmittelbar und so ernst, wie es uns nur möglich war. Unser Freund F. S. Flint machte uns mit Verlaine, Rimbaud, Laforgue und den Symbolisten bekannt. Der Gedanke, daß junge Männer in Paris verwirklichten, was wir einmal zu tun hofften, machte alles noch viel aufregender. Wir waren ungerecht wie alle Jungen, aber die Intoleranz der Jugend ist nur die Kehrseite ihres Mangels an Selbstbewußtsein. Das war die psychologische Situation, in der die ‚Image‘ geschrieben wurden. Dann kam der Krieg mit allen seinen Belastungen und seinem Unglück. Doch das Prinzip, in meinen schriftstellerischen Arbeiten unmittelbare Gefühle wahrhaftig wiederzugeben, konnte er nicht in Frage stellen; alle spätere Dichtung aber, die in diesem Bande vereinigt ist, steht in direkter oder indirekter Beziehung zu dem Erlebnis des Krieges und seiner Folgen.“

Damit ist das Wesentliche gesagt, was diesen Gedichten als Anmerkung mitzugeben wäre. Ich selber habe versucht, philologische Treue und dichterische Form des Originals nach Möglichkeit miteinander zu

vereinigen. Was die Auswahl anbelangt, gestehe ich offen, daß subjektive Momente einen Einfluß dabei ausgeübt haben. So sind die Gedichte, die in besonders unmittelbarer Form die innere Not des Krieges zum Ausdruck bringen, verhältnismäßig zahlreich vertreten. Ihre Ausweglosigkeit, die sie an keiner Stelle verbergen können, ist nur zu bezeichnend für den gesamten Geist unsrer Epoche. Lange habe ich gezweifelt, ob ich „Das Blut der jungen Männer“ mit in die Auswahl hinein nehmen sollte. Sein Inhalt trägt die Spuren eines furchtbaren Grauens und seelischer Verwüstung, aber er ist wahr und ehrlich von einem jungen Manne erlebt, der jahrelang an der Front gestanden hatte und diese Verse 1918 nach der englischen Sommer-Offensive niederschrieb. Hier wird ausgesprochen, was andere vielfach nur aus Selbsterhaltungstrieb vergessen, weil das Leben sonst nicht mehr ertragbar wäre. Aldingtons Kriegsdichtung gehört mit den Werken von Siegfried Sassoon und Wilfred Wilson Gibson zu dem besten, was die englische Literatur in diesem Bereich besitzt – was sie aus den Versen der Überlebenden besitzt, möchte man sagen, denn Rupert Brooke, Charles Sorley, Isaak Rosenberg und vor allem Wilfred Owen, eine der größten Hoffnungen der englischen Poesie seit Keats und Shelley, kehrten nie zurück.

Neben der Kriegslyrik habe ich die Gedichte aus der Sammlung „Images“ bevorzugt. Ihre Kunstform ist vorwiegend impressionistisch. Sie sind tief durchdrungen von dem Geist der Antike und einer imaginären Schönheit, dem Bilde eines verlorengegangenen, vollendeten Kosmos, in den sich der Mensch aus einer fragwürdigen und zerrissenen Gegenwart flüchtet, die ihn dennoch unablässig verfolgt. Idee und Realität sind weit auseinander gefallen; selbst die Flucht aber in die Ludizität einer absoluten Romantik und alle Sehnsucht nach dem Vergessen vermag das *De profundis* aus dem Chaos unserer heutigen Welt nicht zum Verklingen zu bringen.

Aldington steht mitten in der geistigen Problematik unserer Zeit. Neben einem weiteren, in sich abgeschlossenen Gedicht „A Fool in the Forest“ haben seine Romane in England einen starken Eindruck hinterlassen. „Death of a Hero“, der Englische Weltkriegsroman, wurde vor 1933 auch ins Deutsche übertragen. Wie alle großen englischen Romane der Neuzeit hat er die Auseinandersetzung mit den Inhalten des Victorianischen Zeitalters zum Gegenstand, ist er ein Generationsbuch, in das sich der Krieg mit allen seinen besonderen Erlebnissen gleichsam nur einfügt. Neben „Death of a Hero“, diesem verzweiferten Ausbruchversuch aus den erstickenden Bindungen einer innerlich unwahren gesellschaftlichen Ordnung und den pessimistischen Resultaten seiner tiefen Psy-

chologie stehen „Women must work“, „All Men are Enemies“ und eine große Reihe anderer Arbeiten, gesellschaftskritischer Novellen, Übersetzungen und Abhandlungen. Aldingtons letztes, viel beachtetes Buch, das vor kurzem veröffentlicht wurde, gilt der Gestalt des Iron Duke, des Herzogs von Wellington.

In allen seinen Romanen steht, wie schon gesagt wurde, die Auseinandersetzung mit den traditionellen Werten im Mittelpunkt, deren innere Auflösung er erkannt und denen er die Ideale eines natürlichen und ungebundenen Lebens gegenüberzustellen versucht. Aber gerade das Werk Aldingtons beweist, wie wenig die meisten Versuche einer neuen Sinnggebung des Lebens unter neuen Formen uns aus der Weglosigkeit unseres menschlichen Existierens herauszuführen vermögen, wenn sie darauf verzichten, uns nur einen anderen Fluchtweg zu zeigen, sondern echtes und seiner selbst gewisses Dasein aus einem wahren Erlebnis des objektiv Wirklichen erwachsen lassen wollen. Aldington weiß das und begreift die ganze innere Not, die sich daraus für den Menschen ergibt. Wieviel Verlangen da ist nach einer neuen hellenischen Natürlichkeit, nach einem Wiedergewinnen der elementaren Beziehungen, nach Brot und Wein und dem Himmel über allen Ländern, wieviel Sehnsucht nach liebender Erfüllung – nichts kann dieses Wissen um die Sinnlosigkeit eines gebrochenen Lebens betäuben, eines Lebens, das darum weiß, daß es keine organischen Grundlagen und keine echte Metaphysik mehr besitzt, daß es sich aus der Erde erlöst hat, in die es einmal gebettet war, und keine Wurzeln wieder zu schlagen vermag. So reduziert sich alles auf die Erfüllung des Augenblicks, auf seine blinde und trunkene Erfassung in dem tiefen, unaufhebbaren Wissen um das Ende. „Today and today, that must be enough“, so heißt es am Schlusse von „All Men are Enemies“. Der moderne Nihilismus, die Krankheit zum Tode unseres Jahrhunderts, ist kaum irgendwo besser enthalten oder tiefer erlebt. Die Grundlagen der Vergangenheit sind zerstört, ohne daß eine neue, zwingende Idee aus dem Geiste an ihre Stelle getreten wäre.

Am Schluß noch eine persönliche Bemerkung. Ich habe alle diese Gedichte während des Krieges als Soldat übersetzt; eines davon, „Elend“, habe ich Jahr um Jahr bei mir getragen. Sie haben mir auch in den Stunden tiefen Alleinseins die Überzeugung vermittelt, daß wahre Menschlichkeit keine Grenzen kennt. Es war für mich eine Genugtuung, aus dem ersten Briefe, den ich von Richard Aldington nach dem Kriege erhielt, entnehmen zu können, daß ich mich nicht getäuscht hatte.

Hamburg, im November 1946.

VII. Nachdichtungen – schwedische und englische Lyrik

„Jeder zehnte Mann wird erschossen“

Sie lesen einzeln die Namen vor
– – Immer lichter wird unser Korps
Die Glieder werden geschlossen –

„Füsilieren“

Kalt klingt des Hauptmanns Kommandoton –

Grausam und blind dezimieren
sie meine Generation.

(Bertil Malmberg)

Epilog

Ihr Wanderer, Gute Nacht –
Ich wünsch Euch gute Ruh
Nun sinkt der Sang, wir scheiden,
Kein Wiedersehen von Ich und Du
Nur wenig habe ich gesagt
In blassem Bild was Flamme war
So schnell in mir erlosch –
O Liebe, dort gefunden,
Nimmt mich auf immer in die Hut
Zum Abschied, Wanderer: Schlaf und Ruht ...

(Dan Anderson)

Returning we hear the larks

Düster die Nacht ist –
Mochten wir auch unser Leben bewahren
Wissen wir doch, wo das Grauen, das drohende lauert.

Schleifen wir unsere qualvollen Glieder –
Wissen wir nur, daß der Weg, dieser giftüberwehte
in Heimat endet. In des Lagers flüchtigen Traum.

Freude, Freude. Seltsame Freude. Oh höre und sieh!
Klingen die Tiefen der Nacht von dem
heimlichen Singen
Sinkende, tropfende Töne auf aufwärtsgewandten
gespannten Gesichtern.

Leicht wie Gesang
kann die Hand dieses Todes aus Dunkelheit gleiten.
Nur diese Töne – –
Traum eines Blinden am Ufer
bei schicksalsbanger Gezeiten –
Und wie die schwarzen Haare einer Frau
in deren Träumen die Vernichtung schweigt.

Wo hinter ihren Küssen Schlangen wohnen.

(Isaac Rosenberg)

Futility

Und in die Sonne sollte man ihn betten –
Ihr mildes Lächeln hat ihn einst geweckt
im heimatlichen Flüstern kahler Felder.
Selbst hier in Frankreich brach sie seinen Schlaf
Bis dieser Morgen, dieser Schnee begann.
Was ihn erwecken kann,
die alte, gute Sonne wird es wissen.

Oh denke wie sie Saaten weckt
und weckte einst die Form der kalten Sterne –
Sind diese Glieder, schmerzenseich geboren
noch heiß von Leben schon zu schwer geworden
War es für dies, das Wachsen und Gebären –
Was hat die Sonnenstrahlen wach gemacht
der Erde Schlaf so sinnlos zu zerstören

(Wilfred Owen)

An die Dichter

Wir haben keine Heimat gefunden
Ewiges Hoffen ohne Beginnen –
Auch Eure Herzen sind voller Wunden
doch die unseren bluten tief innen
Und Lieder singen wir von tönender Gewalt –
und bleiben stumm und werden nie Gestalt –

Auch unserem Leben bleibt der Glanz verwehrt
und ohne Schönheit lasten wir dahin
Beginnen bauen, in ein Nichts entleert –
Wir hoffen irren, Sünde und Gewinn
Und unsere Liebe ist von gleicher Kraft –
und keine Lippen die sie sprechen macht –

Auch uns befällt das häßliche Verlangen
Das unsere Herzen ganz mit Schrei erfüllt –
Um Vieles schwerer ist es uns ergangen
tief in der Seele ruht das stumme Bild
Das ist die letzte, fahle Agonie –
kein weher Ton, der ihr Musik verlieh –

(Charles Sorley)

Translation

Nun, da die Barbaren vor Picra stehen
Und man alle Musik in zwölf Tönen schreibt
Und ich jetzt immerhin bald vierzig bin
Will ich nicht länger heucheln

Ich will mich nicht mehr zu dem Glauben
Bekennen, daß den Menschen das Glück gewiß ist
Sondern die Wahrheit der furchtbaren Kriege
Verstehen und unzähliger, sinnloser Aufstände

Ich will nicht mehr jene Dummheit der Sklaven
Vor ihren Herren und Meistern tadeln, sondern es klar
zu begreifen geben, daß sie die Feinde der Sauberkeit
Kultur und Entwicklung sind.

Von fortschrittlichen Vereinen, Zeitschriften
Die gewagte Verse bringen, von der Mitgliedschaft
in Ausschüssen und allen Protestschreiben
Will ich nunmehr Abstand nehmen.

Ich werde nur lächeln, wenn sie mich als reaktionär
bezeichnen, denn ich gehöre nun einer anderen Welt
Wenn sie sagen „Cinna geht uns jetzt nichts mehr an“
So werde ich wissen, wie wahr ich die Zeiten spiegel

Die herrschende Klasse wird denken, daß ich zu ihr
gehöre und mich freundlich empfangen, ich aber
will mich verstecken, ganz weit will ich von
Picra fortgehen
Und Gedichte über den Untergang dieses
Irrsinns schreiben

Jeder, der heute glücklich ist, und an diesen Orten
Ist dumm oder korrupt. Viel besser ist es, aus einem
stofflichen und einem geistigen Raum zu gehen
Der nur für Barbaren paßt.

(Roy Fuller)

The Ship of Death **Das Totenschiff**

I

Nun ist es Herbst und die Früchte fallen –
Lange Reise in das Vergessen

Die Äpfel sinken hin wie schwerer Tau
um sich in der Vernichtung zu erlösen

Und es ist Zeit zu scheiden –
zu einem Abschied der Dir selber gilt
Von Deinem kranken Leib Dich zu befreien

II

Hast Du Dein Totenschiff gebaut, Oh hast Du es?
Oh baue Du Dein Totenschiff, Du wirst es brauchen

Der harte Frost ist nahe, wenn die Äpfel fallen
sie fallen dicht und dröhnend fast auf die
gefrorene Erde

Und Tod liegt in der Luft wie Asche riecht!
Sag, spürst Du ihn?
Und in dem wunden Körper die erschreckte Seele
in Frost erschauernd und gebannt
der auf sie durch die Münder bläst

III

Kann jemand denn den Tod, der das Vergessen birgt
mit einem Messer zwingen?

Mit Dolchen, Messern und mit Kugeln
kann man sein Leben zerstören
das Nichts erzwingen;
Ist aber dies ein Sterben, das die Stille findet
und ist das Ende, das Erlösung birgt?
Oh sprich zu mir –
Wie kann aus Morden, kann aus Selbstvernichten
Wie kann aus ihm vergessensreicher Tod entstehen?

IV

Oh laßt uns von der Stille reden, die wir wissen
die wir wissen können;
von jener tiefen wundersamen Stille
die nur ein reiches Herz in Frieden weiß –

Wie können wir uns dies, den Tod der Reife rufen?

V

So baue nun Dein Totenschiff – Vergessen ruft
und Deine längste Fahrt erwartet Dich

Und stirb den Tod, den langen, schmerzenssatten
der neues Leben von dem alten trennt

Schon fallen unsere Körper, wund, zerrissen
Und unsere Seelen sinken durch das Tor
der quälenden Zerstörung

Schon gießt sich dunkel und unendlich
des Unterganges Ocean durch deiner Wunden Riß
Flut ist schon über uns –

Oh bau Dein Totenschiff, Dein kleines Boot
Bereite es mit Nahrung, Wein und kleinen Kuchen –
Zum dunklen Flug, der das Vergessen sucht

VI

Und Stück um Stück stirbt nun Dein Körper ab –
Die dunkle Flut
in derem Steigen Deiner bangen Seele Grund zertloß

Wir sterben, wir sterben, und wir sterben alle
da gibt es nichts vor der steigenden Todesflut
Die bald sich schon von uns auf die Dinge
ergießen wird

Wir sterben, wir sterben und Stück um Stück
muß unser Körper untergehen
Unsere Stärke verläßt uns –
Und unsere nackte Seele kauert in dunklen Regen
über den Wassern
sie, die den Schutz in den letzten Blättern des
Lebens sucht

VII

Wir sterben, wir sterben, was wir tun können
ist nun bereit sein und das Schiff zu bauen
Das Deine Seele auf der längsten Reise trägt
Ein kleines Schiff mit Ruder und mit Nahrung
kleinen Schüsseln und allen Begehrlichkeiten
genügend und bereit für Deine scheidende Seele

Nun laß Dein kleines Boot die Fahrt beginnen, nun
da dein Körper stirbt; da sich das Leben endet
laß die zerbrechliche Seele in dem zerbrechlichen Schiff
Deiner Kühnheit die Küste verlassen
Dem Schiff des Glaubens das den Vorrat birgt –
Die kleinen Pfannen die die Speisen kochen
und Kleider die Du wechseln kannst
Auf den schwarzen Wüsten der Flut
Auf den Wassern des Endes
Auf dem Meere des Todes das wir besegeln –
In Dunkel getaucht und immer noch
ohne Steuer und ohne Hafen

Und keine Häfen und kein Weg –
Nur schwarze Nacht die sich verdunkelt und vertieft
und dunkler noch auf jenen stillen
schweigensschweren Wassern –
Und Nächtlichkeiten ineinander fließen –
hier und dort
an allen Seiten ist die tiefe Nacht;
Kein Ziel das Du ersteuern kannst
Da ist Dein kleines Schiff, doch ist es fort
und niemand kann es sehen
Da gibt es nichts woran Du es entdecken könntest

Und fort ist es, und ist versunken!
Doch ist es irgendwo
Nirgendwo!

VIII

Und alles ist vorbei, Dein Körper ist dahin
so ganz dahin, in Untergang getaucht
und oben ist die Dunkelheit so schwer wie unten –
In ihrer Mitte fährt Dein kleines Schiff
und ist vorbei

Es ist das Ende, ist Vergessen

Und doch ein Drohen aus der Ewigkeit
das sich aus Dunkelheit befreit
und das in seiner Blässe waagerecht
auf diesem Dunkel schwelt

Und ist es Schein? Und scheint es nicht
daß dieser Blässe Dunst ein wenig höher liegt?
Oh warte nur, das ist die Dämmerung
die Dich in ihrer Grausamkeit aus dem
Vergessen reißt: die Dämmerung der Rückkehr.
Oh warte nur

Oh warte, sieh, Dein kleines Schiff
sieh wie es treibt in tödlich fahlem Grau
des flutenschweren Morgens

So warte nur wie sich ergießt –
Oh schreckensbleiche blasse Seele –
Wie sich ein Strom von gelben Farben
und fremder noch von sanftem Rot ergießt –

Ein Strom von sanftem Rot –
Und alles findet zum Beginnen

Die Flut vergeht, Dein Körper steigt empor
so lieblich fremd wie eine Muschelschale
die fast zerbricht;
Das Schiff fliegt nun der Heimat zu
vertaumelnd gleitend
auf den rosa Wassern

Und die zerbrechliche Seele tritt nun zurück
in das Haus
Füllet ihr Herz mit Frieden

Zittert das Herz nun in Frieden erneut
selbst von Vergessen

Oh baue Du Dein Totenschiff. Oh baue es!
Du wirst es brauchen
Die Reise in das Vergessen erwartet Dich

(D. H. Lawrence)

Piano

Sanft, in der Dämmerung, singt eine Frau
Mir zu. Führt mich die weiten Wege zurück
Bis ich ein Kind am Klavier erschau
Wie es im Tönen und Klingen
Der Saiten die schmalen Füße
Der Mutter umfaßt.
Voller Glück ist ihr Singen.

Trotz meines Selbst, weiß mich die geheime
Macht dieses Sanges zurück zu betören
Bis meine Seele weint.
Sie möchte noch einmal dem Abend gehören
Dem alten Sonntag zu Hause, Winter mit
kurzen Stunden,
Das schützende Zimmer und Singen
Dem Klang des Pianos verbunden.

Doch nun ist es sinnlos, die Tage
Mit Klagen zu füllen, dem großen, bangen
Piano appassionato des Dichters.
Der Zauber der Kindheit hat mich umfassen
Um sich tief mit dem Strom
Des Erinnerns zu einen.
Wie ein Kind muß ich um das Verlorene weinen.

(D. H. Lawrence)

VII. Nachdichtungen – chinesische Lyrik

Abschied von dem Geliebten

Wir haben die Haare zusammengebunden
und sind vereint –

Daß wir uns lieben –
wer kann es bezweifeln

So groß war die Freude
in dieser Nacht

Verzückte Stunden –
ungetrübt

Doch mein Geliebter sucht die weite Ferne
als Krieger in den Kampf zu ziehen

Da steht er auf um nach der Nacht zu sehen
und welche Stunde sie erreicht –

Morgen und Abendstern –
schon sind sie verblichen

Und Du gehst fort, und Du gehst fort
nun heißt es Abschiednehmen

Und auf dem Schlachtfeld
mußt Du Krieger sein

Nicht einmal Zeit ist da
sich anzusehen

Mit tiefem Seufzen
nimmst Du meine Hand

Und die den Abschied schwerer machen –
Tränen fließen

Und sprichst zu mir:
Des Frühlings Blüten sollst Du lieben

Daß ich sie nicht vergessen darf –
der Stunden Süße Heiterkeit

Und Du die Heimat widersiehst
wenn Dir Dein Leben bleibt

Und nicht vergessen mag –
Geliebter, wenn Du fällst

(Su-Wu)

**Nach dem Empfang einer Nachricht
von dem jüngeren Bruder**

Und daran habe ich gedacht:
Wer aus dem Kampfe wohl heimkehren würde

Ob Du die Fremde wohl lieben würdest
und Deine Heimat verschmähen

Das brachte mir damals
tiefe Not –

Lange sann ich mit Dir zu leben
und Deinen Tod zu teilen

Noch immer stehen deine Bücher
an der Wand

Doch Deine Buhle
hat das Haus verlassen

Dein alter Hund nur weiß
von Trauer und von Tränen

Das Haupt gesenkt
steht er an meinem Bett

(Tu-Fu)

Schneetreiben

So viele mußten sterben –
und ihre Seelen weinen

Leise Worte voll Schwermut sprechen –
ich bin ein alter, einsamer Mann

Zerfetzte Wolken –
Fahle Dämmerung sinkt

Schneeflockentanz in den Winden –
Wirbelnde Gaukelei

Vergessen sind Becher
und Weinpokal

Rötlich flammende Feuerglut
am Kamin

Da ist keine Kunde
die mich erreicht

Und einsam warten voller Traurigkeit –
Ich male Zeichen die der Wind verweht

(Tu-Fu)

Krieg im Süden der großen Mauer

Im vergangenen Jahr war die Schlacht
An den Quellen des San Gan
Nun toben die Kämpfe
Am Ufer des Tsung
Sie waschen die Waffen
An den Wassern des Tiau Dschi Sees
Auf den schnees schweren Matten des Tien Schan
Läßt man die Pferde los
Zehntausend Meilen würgt der Krieg
Drei Heere sind ausgeblutet
Mit Toten düngen die Hunnen den Boden
Seit ewigen Zeiten sieht man
Die weißen Knochen im Wüstensand
Die Mauer wurde durch Tjin gebaut
Um die Barbaren zu bannen
Die Feuer der Han
Flammten in lodernder Glut
Oh, immer flammen die Fackeln
Zu endlosen Kämpfen
Und auf der Wallstatt geht der Tod
Die verendenden Pferde schreien zum Himmel
Um ein Erbarmen
Die Aasvögel hacken das Fleisch
Aus den Leibern der Toten
Sie flattern empor zu den kahlen Bäumen
Und tragen es in den Schnäbeln fort
Den Soldat deckt der Dreck
Und er ruht im Vergessen
Da steht der Feldherr
Allein zu befehlen
Er ist das Werkzeug solcher Not
Er hat den Mord gelernt
Braucht doch der Weise nur sein Schwert
In auswegloser Stunde

(Li Tai-Po)

An einem Frühlingstage im Rausch Lieder singen

Und Raum und Zeit sind wie ein langer
Traum –
Was nützt es sich zu
verzehren –
Ich will die Tage in Rausch
versinken –
Niederstürzen und an fremder Schwelle
schlafen –
Und im Erwachen suchen die Augen vor den
Palästen –
Irgendwo singt ein Vogel zwischen den
Blüten –
Zärtlich frage ich ihn nach der Stunde des
Lebens –
Spricht daß die Amseln im Frühlingswind
flattern –
Mein Herz versteht und schwer wird mir die
Brust –
Und ich greife den Becher und schenke
mir ein –
Viele Lieder will ich singen und auf den Mond
warten –
Wenn die Verse verklingen naht das
Vergessen –

(Li Tai-Po)

Gedanken in stiller Nacht

Mondenglanz vor der Lagerstatt –

Ist es Reif der die Felder deckt –

Und Deine Augen schauen nachlichtsatte Berge –

Du senkst das Haupt und Heimat tut sich auf –

(Li Tai-Po)

Unendlicher Schmerz.
Wie in vergangenen Tagen
war meine träumende Seele noch einmal König
in letzter Nacht.
Ich wanderte durch den Palast der Freuden.
Mein Wagen glitt in Träumen
– o sanfter noch als sommerlicher Strom –
durch grüne Gartenwege.
Da war Mondschein,
die Bäume blühten,
ein leichter Wind umfing ganz mild
die Luft der Nacht;
denn es war Frühling.

(Li Hou-Chu)

Spring-Dream

Gestern Nacht strich der Frühlingswind
durch mein Haus –

fernes Begehren nach schönen Frauen
am Hsiang Ufer –

Auf den Kissen liegen im flüchtigen
Frühlingstraum –

Tausend Meilen südlich des Yang-Tsi
die Weite suchen –

(Tseng-San)

**Auf einem Schiff,
in der Nacht,
südlich von Setzschuan,
Verse schreibend –**

Eine Wasserschluht –
Gelbe Dämmerung sinkt –
Menschen kommen heim –
Lärmen und Streit um die Furt –
Eine nahe Glocke –
Heller Ton aus verlorenem Tempel –
Lichter in der Ferne –
Dörfer am Wasser flammen auf –
Wildgänse sieht mein Blick –
Sehnsucht nach Heimat –
Der Affen Schrei –
Tränen rinnen –
Einsam auf dem Schiff –
Zehntausend Meilen in der Nacht –
Der herbstliche Mond
macht mich stumm

(Tseng-San)

In den Parks von Liang –
Die Sonne sinkt –
Wirrer Krähen Flug

Mühsam erblicken
verödete –
spärliche Hütten

Stumme Natur weiß es nicht
daß Paläste und Menschen
versanken –

Nahender Frühling –
Immer noch trägt er
ewige Blüten

(Tseng-San)

Seit der Trennung

Seit jener Zeit da mein Geliebter schied –
Ich kann nicht wieder an den Webstuhl treten –
Verloren gleiche ich dem Mond dem Vollen –
Von Nacht zu Nacht verliert er seinen Glanz –

(Tschang-Tchiu-Ling)

Lied des Weinens

Wenn auch die Tränen aus den Augen fließen –
Tief in der Seele liegen sie verborgen

Glänzender Sonnenstrahl streift mein Gesicht –
Will er die fließenden Wasser stillen?

Niemals trifft er mein Herz –
Wie sollte er da diese Tränen lindern

Taucht er doch hinter schweren Wolken unter –
Wie kann er mich trösten

(Wang-Ling)

Am Mongtse

Die Seele schwindet und der Geist verstummt –
Niemand kann sie zurückrufen

Doch wer Dein Werk verstand – er weiß:
Du bist eine flatternde Fahne

Was stört es daß auf dieser Welt
man Dich nicht mag und verachtet

Gab es doch einmal einen solchen Mann -
So still so sanft so einsam, voller Trost –

(Wang-An-Schi)

Webstuhl webt in den Frühlingstag
die brokatenen Muster –

Tränen wie Tautropfenfall an den Wassern
zerschmelzen die Puder –

Spärliche Zeilen verraten mein heißes Verlangen
dem fernen Geliebten –

Weidenblätter aus Seidenglanz in der sinkenden Sonne –
Die einsame Halle –

Flüchtige Zeichen nur decken die weinroten Blätter –
Tief ist der Schmerz –

Und die alten brokatenen Muster zeigen sich wieder –
Sie verwunden die Seele –

Fallende Blätter taumeln verweht in den Winden –
Falter in banger Träumen –

Wildgänse nahen aus fernen, verlorenen Landen
die ihm meine Sehnsucht bringen –

(Su-Tung-Po)

Frühlingsnacht

Kostbare Stunde der Frühlingsnacht –

Reiner Blütenduft und die Schatten der Monde –

Zärtliches Flötenspiel auf der Terrasse –

Im Vorhof die Schaukel in Dunkel getaucht –

(Su-Tung-Po)

**Zur Nachtstunde
mit Empfindungen wachend**

Die klare Luft des Herbstes
Dringt in den Raum

Ich wache seit Langem
Der Tau wird zu Reif

Im Versteck ohne Zugang
Erbarme ich meiner nicht

Niemand vermag sich
Ganz auszudenken

Lange bin ich
Des Studiums müde geworden

Müder des Spiels
Um die Macht

In mir nistet
Das Leid der Geschlechter

Allein. Kaltes Licht
Eine liegengelassene Laute

(Dschu-Hsi)

Und die östlichen Winde stöhnen
Bringen Regen und Dunkelheiten
Meister der den Heimweg sucht
Langes Begleiten bis in Verlassenheit –
Was denn vermag jener heitere Himmel
Heimat kann er ihm nimmer geben
Viele Welten muß er durchirren
Keine Stätte die ihm bestimmt
Alle Menschen verbergen sich
Sie erkennen den Weisen nicht
Jahresläufe schreiten in den Untergang
Geboren werden – schon alterst Du

(vermutlich Kung-Tsi)

Seufzer in der Fremde

Man sagt ihr daß der Gatte kommt –

Da tritt sie vor den Spiegeltisch sich zu bereiten –

Noch ist ihr Antlitz tränenschwer beladen

– und löst sich wie im Traum in Lächeln auf

(Verfasser ignotus)

Wenn Dir ein Knabe ward, so sei bedacht
und rede nicht davon

Und Deine Mädchen ziehe Du
mit Fleisch und Früchten auf

Siehst Du denn nicht
am Fuß der großen Mauer

Wie Knochenhaufen
ineinandergreifen –

(Altes Lied – um 200 BC)

IX. Editorische Hinweise

Im Inhaltsverzeichnis wurden die Gedichte, die keinen Titel tragen und mit ihrer Anfangszeile angegeben wurden, kursiv gedruckt.

Einige der Gedichte fanden sich im Nachlaß in unterschiedlichen Fassungen, wobei von den Bearbeitern die jeweils endgültig erscheinende Fassung für die Veröffentlichung ausgewählt wurde.

Im Folgenden werden nur dann zu Gedichten und Texten Hinweise gegeben, wenn daraus Bezüge zu Namen, Orten bzw. Entstehungsbedingungen verständlich werden.

I. „Mythos und Untergang“

„Mythos und Untergang“ ist ein Gedichtzyklus aus dem Nachlaß, entstanden in den frühen 40er Jahren, dem Heydorn selbst diesen Titel gab, dessen Aufbau aber nicht genau rekonstruierbar ist und der daher von den Herausgebern nur vermutet werden konnte.

Bei der den Gedichten gegebenen Reihenfolge haben sich die Herausgeber an Thematik und Motiven orientiert.

S. 11, Tescuco –

Tescuco (Tezcucó oder Tetzucó): Stadt, die zur Landschaft Acolhuacan gehört, auf der Ostseite des Sees von Mexiko.

S. 13, Yang-Kuei-Fei –

Yang-Kuei-Fei war Gattin des Herrschers Tang Ming-Huang, 18. Jahrhundert. Der dem Herrscher post mortem gegebene Name war Hsüan Tsung.

S. 15, Der Kaiser Hui-Dsung spricht –

Hui-Dsung war Maler, Kalligraph und Poet der Sung Dynastie (960–1279).

II. Gedichte aus dem Nachlaß (1942–1971)

Diese Gedichte aus dem Nachlaß wurden von den Herausgebern chronologisch geordnet. Wo dies nicht möglich war, wie bei „Träume I“, „Träume II“, „Tauchende Schatten“ und „Daß diese gläsernen Stunden“, wurden sie aufgrund inhaltlicher und sprachlicher, aber auch äußerlicher (Papier-) Kriterien den mittleren 40er Jahren zugeordnet, oder – wie bei „Von der Notwendigkeit der Pflastersteine“ und „Zuweilen bin ich ...“ – an den Schluß gestellt.

Die editorischen Hinweise geben, soweit sie in Klammern stehen, die von Heydorn auf den Originalen niedergeschriebenen Entstehungsdaten und Anmerkungen wieder.

S. 33, *Blitze zerfetzen* ... –
16.5.1942

S. 34–37, Lieder des Li Tai Po –
Meissen 15.11.1943 – in carcere et vinculis
(Li Tai Po, auch Li Po oder Li Tai Bo, 701–762)

S. 38, Dämmerung –
21.11.1943

S. 39, Nebel –
23.11.1943 Für Leonid Andrejew (handschriftlich durch Heydorn vermerkte Widmung)

S. 40, Maria mit dem Kinde –
Meissen Dezember 1943
Erstveröffentlichung Weihnachten 1944 in der Lagerzeitung „D.L.Z.“
Nr. 63 (Prisoner of War Camp), weitere Veröffentlichung „Die Zeit“,
22.12.1949

S. 41, Bethlehem –
Meissen Dezember 1943

S. 42, Aufbruch ins Feld –
Dax (Landes) 22.7.1944 23.30h

S. 43, Poem (aus dem Felde) –
23.7.1944 10.00h zwischen Bordeaux und der Dordogne, am nächsten
Tag niedergeschrieben

S. 44, Falaise Pocket –
Die maschinenschriftliche Fassung trägt das P.S.: „Kessel von Falaise,
Normandie 1944.“

S. 45, Wang Mang –
22.10.1944
Die maschinenschriftliche Fassung trägt das P.S.: „Wang Mang, Chinesischer Diktator, absoluter Romantiker, ermordet 23 p.Ch.n.“.

S. 46, *Wie alle Lichter* ... –
Caen November 1944

S. 47, *Lieder wollen ...* –
Jalbeke (Flandern) 24.7.1945

S. 48, *Nun ist Dein Bild* –
Jalbeke (Flandern) 24.7.1945

S. 49, *Du bist die Welt* –
25.7.1945

Auf demselben Blatt niedergeschrieben wie das vorangegangene Gedicht.

S. 50, *Bald taucht auch ...* –
4. Juli 1946

S. 55, *Deus Absconditus* –
10.6.1948

S. 56, *Wenn die Nacht ...* –
Hofgeismar 12.9.1955

S. 58, *Ungewiß* –
Januar 1971

S. 60, *Zuweilen bin ich ...* –
Dieses Gedicht sollte ursprünglich den Gedichtband „Unser Satz endet mit einem Komma“ einleiten.

III. „Unser Satz endet mit einem Komma“ – Gedichte (1955–1967)

Diese Gedichte sind im Jahr 1969 erstmalig bei der Gesellschaft hessischer Literaturfreunde in Darmstadt in der Reihe *Hessische Beiträge zur deutschen Literatur* mit einem Nachwort von Heinz Winfried Sabais (zu dieser Zeit Oberbürgermeister der Stadt Darmstadt) erschienen.

Ursprünglich sollte die Gedichtsammlung den Titel „Wasser an der Tränke des Iltis“ tragen; der tatsächliche Titel, der aus einem Gedicht Heydorns stammt, geht auf einen Vorschlag Sabais' zurück.

Das Nachwort Sabais' wird nachfolgend wiedergegeben:

Vordenkliche Gedichte

Wer von der gedachten Utopie zu einem realen Utopia gelangen will, wird unterwegs den bestürzenden Verschleiß von Theorien an der Praxis erfahren. Die „Anstrengung des Begriffs“ ist wohl weniger verzehrend gewe-

sen als dieser noch auf dem Kopfe stand denn heute, da sie ihn zu Fuß in der tatsächlichen Geschichte betrifft.

Auf der höchsten Stufe der Kunst, der Poesie, meinte Hegel, steige „die Kunst auch über sich selbst hinaus, indem sie das Element versöhnter Versinnlichung des Geistes verläßt und aus der Poesie der Vorstellung in die Prosa des Denkens hinübertritt“. Seitdem aber die „Prosa des Denkens“ Ökonomie geworden ist und den Markt der Wunscherfüllungen organisiert, ist sie selber auf das Geschäft der „versöhnten Versinnlichung des Geistes“ zurückgefallen, betreibt sie die „Poesie der Vorstellung“ als Bedarfsweckung oder Ideologie. Reines Denken, das über Massenkonsum hinauszielt, wird auf den öffentlichen Marktwägen kaum das Gewicht eines Versandhauskatalogs erreichen, viel weniger noch verstaatlichtes „Bewußtsein“ aufwiegen. Heutige Gesellschaftssysteme mögen sich verschieden wähnen, auf dem Markte treffen sie sich und verkaufen die utopische „Gesellschaft der Personen“ für industrialisierten Wohlstand. In dieser Lage, wo die „Prosa des Denkens“ sich lediglich auszahlt, ist die Poesie das Übersteigende geworden. Sie denkt in Gestalten, und zwar aus dem Subjekt, nicht für eine fetischisierte Gesellschaftsperson, „die nicht die Gesellschaft der Personen ist“. So ist sie die einzige unversöhnliche „Versinnlichung des Geistes“ geblieben. Jeder Preis, der sie zur Affirmation bestechen könnte, entwertet sie.

Heydorns Gedichte, sprachlich mannigfach literarischer Zeitgenossenschaft verpflichtet, sind versinnlichte Reflexion. Sie tragen nicht irgendeine ästhetische Gefälligkeit, sondern die Haut des Autors zu Markte. Unversöhnlich gegenüber allen Verfestigungen der Unmenschlichkeit, geben sie ihrem „Tagtraum“ die alle Ideologie widerlegende Gestalt des leidenden Ichs. Sein Auge schwingt „am Haken der großen Laterne, die nicht ausgeht“. „Bewußtheit als Quelle der reinen Freuden“ wird als Schmerz erfahren. Es ist die Quelle, die auf der Wasserscheide zwischen Irrealität und Realität entspringt. Wohin sie immer ihren Lauf nimmt, trägt sie Klarheit. Da wird Rationalität lyrisch und läßt mehr aus sich schöpfen als Theoreme. Kritische Energie setzt sich und andere ins Bild, woraus tätige Bildung zu gewinnen ist, die umbildet, neubildet. Worauf sie hinaus will, belegt sie am reinsten in den „Schlummerliedern für unsere Tochter“, die nur scheinbar privat sind; denn sie erkennen sich im Lobpreis auf die Strukturen der Vernunft im Violinkonzert von Alban Berg für ein leidendes Kind als gesellschaftlich wieder.

Heydorns poetisch ergriffene Hoffnung ist menschlicher als es ihr Prinzip sein könnte. „Es bleibt der Gedanke, daß nur so viel Humanität in der Zukunft sein kann, wie heute bereits bezeugt wird, daß das Zu-

künftige in uns schon werden muß, bevor es ist.“ Dieser Satz Heydorns über Gustav Landauer enthüllt sich im Gedicht als seine eigene Konfession.

Hoffnung bleibt zuletzt selbst in dem Vers: „Unser Satz endet mit einem Komma.“ Mag immerhin sein, daß Vernunft nur in Fragmenten zur Geltung kommt – poetische Sprache versinnlicht jeden Satz zu Ende. Und ihr „formeller Zweck“ läßt sich mit Hegel noch immer bestimmen als „Milderung der Barbarei“. Dies aber ist heute ihr mächtiges Minimum.

Heinz Winfried Sabais

IV. Aphorismen aus dem Kriegstagebuch

Aus den Kriegsjahren 1942, 1943, 1944 bis 1945 finden sich im Nachlaß eine Fülle schriftlicher Zeugnisse. Einen großen Teil von ihnen verstand Heydorn als sein Kriegstagebuch, unter dieser Bezeichnung wurden sie gesammelt und aufbewahrt. Ein Teil dieser Aufzeichnungen ist in den Band 8 der Werkausgabe, ein kleinerer Teil in diesem Band aufgenommen worden.

S. auch Anm. 1 der editorischen Hinweise des 8. Bandes.

V. „Abschied“ – Prosa (1943/1948)

Dem Text setzte Heydorn folgende Bemerkung voran:

„Das Manuskript wurde in den Tagen nach dem großen Angriff auf Hamburg im Jahre 1943 geschrieben (Lüneburg und Meissen). Überarbeitet und vollendet August–Oktober 1948 in Davos-Platz.“

Der Text war 1976 bei der Europäischen Verlagsanstalt zur Veröffentlichung vorgesehen innerhalb einer geplanten, aber nicht realisierten Werkausgabe der Schriften Heinz-Joachim Heydorns. Der damalige Geschäftsführer Tomas Kosta schrieb in einem Brief vom 16.7.1976 an Irmgard Heydorn: „Nach Absprache mit Ihnen habe ich das Manuskript ‚Abschied‘ von Heinrich Böll lesen lassen. Er rief mich an und hat mir sehr empfohlen, dieses wie er sagte wichtige zeitgeschichtliche Dokument zu veröffentlichen. Ich bin froh, daß seine und Ihre Meinung übereinstimmen. Ich würde das Buch gerne ins Frühjahrsprogramm der EVA für 1977 einbeziehen und hoffe

sehr, Sie sind damit einverstanden. Bitte geben Sie mir Nachricht, damit ich Ihnen einen Vertrag zusenden kann.“

Der Vertrag wurde unterzeichnet, aber zu einer Publikation kam es durch verlagsinterne Umstrukturierungen nicht mehr.

VI. „Bilder“ – Nachdichtung Richard Aldington (1947)

Die Nachdichtungen der Gedichte Richard Aldingtons (1892–1962) erschienen 1947 im Verlag Johannes Angelus Keune, Hamburg, mit einem Nachwort von Heinz-Joachim Heydorn. Wie das Nachwort deutlich macht, waren die Gedichte Aldington's Heydorn überaus nah, er übersetzte sie unter zum Teil sehr schwierigen Umständen (Oktober/November 1944 Caen) während des Krieges und setzte sich nach dessen Ende mit Richard Aldington in Verbindung.

Folgende Briefe finden sich im Nachlaß Heydorns, aus denen auszugsweise (im Falle des Briefes von Aldington) zitiert wird:

Heinz-Joachim Heydorn 24. Mai 1946:

Dear Mr. Aldington!

I got your address from my friends Leslie Tudor and Fenner Brockway. Please excuse my bad English. I had very few opportunities to write during the last years.

My acquaintance with you has already a long history. When I was called up in August 1939 I got by chance a copy of death of a hero, and I read it during the very few spare moments, I had at my disposal in the barracks. It is very difficult for me to describe, what I felt after having read it; I was deeply touched. Then I tried to get everything you wrote. I read *Women must work*, *All men are enemies*, the short stories and at last the poems.

One of these poems I used to wear in my pockets during the whole war: „Misery“. (Sometimes in a bitter mood —). These lines were a consolation to me in hours of bitter human loneliness and despair. They expressed the one and only hope I had, because I feared, that all these years would poison and break my life for ever. The hope, still to love all real and full life with all its longings and happiness without being overcome once and for ever by that vision, as Francisco de Goya painted it. I translated your poems during the war, some of them, when the bombs were

falling. (I remember, I was hiding myself from the shells, when I translated „Before Parting“.)

I do not know, what you will think of us, after all that has happened. May I tell you, that nobody could suffer anymore under it, than I did. I myself have been sentenced by the Nazis and sometimes I hated the Germans as no foreigner could ever have hated them. Slowly I start to reconcile with my people, for they have to suffer so much. There is boundless darkness over my country now.

Dear Mr. Aldington, I do not want to write any more at the moment. Still, I would like to tell you, that I did not write to make an interesting acquaintance or to discuss copyright-problems; I wrote to you, because your work is for ever connected with the story of my destroyed youth. I thank you very much for answering Tudor and Brockway. I tried everywhere to find your present address. I would be very obliged to get an answer from you.

yours sincerely

PS: Did you anything publish during the war?

Richard Aldington 30. Oktober 1948:

Dear Mr. Heydorn,

.... May I say that, as far as I can judge from my imperfect knowledge of German, you seem to have caught the meaning and spirit of the poems admirably. Also I like the selection. I wish you could arrange for me to buy ten or twenty copies of your translations to send out. and let me know how I can pay for them As for the world, well, I have stopped reading any newspapers or journals, have disconnected my radio, never go to the cinema, and read poetry. So you will see that on the whole I agree with you. I don't mean to say that I dissociate myself from my fellow men, but I believe it is a grave mistake for poets and imaginative writers (Bildungsmensch) to turn themselves into amateur preachers, politicians and negativistic critics. What little can be done is to create and to try to communicate some positive life. That is hard enough, almost impossible in this age, but one must try. Clearly, you have a practical grasp on life as you have become a deputy; but this would be impossible for me.

With all good wishes – Yours sincerely

VII. Nachdichtungen schwedischer und englischer Lyrik

Diese Nachdichtungen aus dem Nachlaß Heydorns betreffen im Wesentlichen Gedichte aus der Kriegslyrik des 1. Weltkrieges, die mit zwei Ausnahmen („An die Dichter“ und „Piano“) vermutlich in den frühen 40er Jahren entstanden sind.

Heydorn beherrschte die schwedische Sprache seit seiner Schulzeit, in der er sich mehrmals zum Austausch in Schweden aufhielt. Die englische Sprache studierte Heydorn, und er hielt sich während seiner Studienzzeit 1938/39 für ein Jahr als Lehrer an der Rydal Public School in Wales auf.

Soweit von Heydorn vermerkt, werden die Originaltitel in Klammern angegeben.

S. 289, Jeder zehnte Mann wird erschossen –

(Var tionde man skall skjutas), Bertil Malmberg 1889–1958

S. 290, Epilog –

Dan Anderson 1888–1920

S. 291, Returning we hear the larks –

Isaac Rosenberg 1890–1918

S. 292, Futility –

Wilfred Owen 1892–1918

S. 293, An die Dichter –

(To poets) Charles Sorley 1895–1915

Sorley studierte in Oxford und befand sich bei Ausbruch des 1. Weltkrieges auf einer Wanderung an der Mosel. Er kehrte sofort nach England zurück und ging zum Militär. Am 13. Oktober 1915 fiel er im Alter von 20 Jahren. Er hinterließ nur einen Gedichtband mit dem Titel „Marlborough and Other Poems“.

S. 294, Translation –

Roy Fuller 1912–1991

S. 296, Das Totenschiff –

(Ship of Death) D. H. Lawrence 1885–1930

S. 302, Piano –

D. H. Lawrence 1885–1930

VIII. Nachdichtungen – chinesische Lyrik

Die chinesische Sprache studierte Heydorn in Hamburg und schloß dieses Studium mit einem Diplom ab. Zeit seines Lebens hörte er nicht auf, sich mit chinesischer Poesie, Malerei, Geschichte und Philosophie zu beschäftigen, und in den seltenen Zeiten von Ruhe und Entspannung malte er gern chinesische Zeichen.

Die Herausgeber fanden bei den jeweiligen Nachdichtungen chinesischer Gedichte seitenlange Notizen von Heydorn, in denen die chinesischen Charaktere im Einzelnen aufgemalt und mit ihrer jeweiligen, oft mehrfachen Bedeutung versehen waren.

Die Anmerkungen zu den chinesischen Nachdichtungen erfolgten unter Mithilfe eines der ältesten Freunde Heydorns, Irving Yucheng Lo und unter Verwendung eines von Lo mitherausgegebenen Bandes chinesischer Poesie (*Sunflower Splendor, Three Thousand Years of Chinese Poetry*, Anchor Books, N.Y. 1975). Es soll an dieser Stelle nicht versäumt werden, Irving Yucheng Lo für seine äußerst präzisen und oft seitenlangen brieflichen Erläuterungen zu einzelnen chinesischen Gedichten zu danken.

Die Gedichte wurden – soweit möglich – chronologisch den jeweiligen Dynastien zugeordnet.

S. 305, Abschied von dem Geliebten –

Su Wu (60 BC), Han Dynastie (206 B.C.–A.D. 220). Su Wu lebte in der Zeit der Han-Dynastie, und dieses Gedicht wird ihm zugeschrieben, die Autorenschaft gilt aber nicht als gesichert.

S. 307, Nach dem Empfang ... –

Tu-Fu (712–770)

S. 308, Schneetreiben –

Tu-Fu (712–770)

S. 309, Krieg im Süden der großen Mauer –

Li Tai Po (auch Li Po oder Li Tai Bo, 701–762)

S. 310, An einem Frühlingstage ... –

Li Tai Po (auch Li Po oder Li Tai Bo, 701–762)

S. 311, Gedanken in stiller Nacht –

Li Tai Po (auch Li Po oder Li Tai Bo, 701–762)

S. 312, *Unendlicher Schmerz* –

Erstveröffentlichung 3.11.1949 in der „Zeit“ mit einem von Heydorn verfaßten erläuterndem Satz: „Li Hou-Chu war der letzte Kaiser der südlichen Tang (bis 976). Er verlor sein Reich und wanderte seine letzten Lebensjahre arm als Dichter durch die Lande. Er starb mit 41 Jahren.“

S. 313, *Spring-Dream* –

Tseng-San (Ts'en-Shen, 715–770), Tang Dynastie

S. 314, *Auf einem Schiff ...* –

Tseng-San (Ts'en-Shen, 715–770), Tang Dynastie

S. 315, *In den Parks ...* –

Tseng-San (Ts'en-Shen, 715–770), Tang Dynastie

S. 316, *Seit der Trennung* –

Tschang Tchiu Ling (Chang Chiu-Ling), Tang Dynastie, 8. Jahrhundert
Es handelt sich hierbei nach Auskunft von I. Y. Lo um den Titel eines alten chinesischen Volksliedes.

S. 317, *Lied des Weinens* –

Wang-Ling (1032–1059), Sung Dynastie (960–1279)

S. 318, *Am Mongtse* –

Wang-An-Schi (auch Wang An-Shih, 1021–1086), Sung Dynastie (960–1279)

Poet und Staatsmann

S. 319, *Webstuhl webt ...* –

Su-Tung-Po (auch Su Shih, 1037–1101), Sung Dynastie (960–1279)

S. 320, *Frühlingsnacht* –

Su-Tung-Po (auch Su Shih, 1037–1101), Sung Dynastie (960–1279)

S. 321, *Zur Nachtstunde mit Empfindungen wachend* –

Dschu Hsi (Chu Hsi, 1130–1200), Sung Dynastie (960–1279)

Neu-Konfuzianer, Philosoph

S. 322, *Und die östlichen Winde* –

Heydorn vermerkte hierzu: „vermutlich Kung-Tsi“. Der Autor konnte nicht eindeutig ermittelt werden.

X. Inhaltsverzeichnis

I. Mythos und Untergang	1
Lied (To a woman)	3
<i>Schweigende Nacht</i>	4
<i>Die Du durch meine Nächte gehst</i>	5
<i>Nun da Du von mir gehst</i>	6
<i>Nun mußt Du gehen</i>	7
Kreis	8
Melodie	9
<i>Trommelschlag und Trompetenschrei</i>	10
Teszcucu	11
<i>Taumelnde Träume von Ninive</i>	12
Yang-Kuei-Fei	13
Der Kaiser Hui-Dsung spricht	15
Eleusis	20
<i>Purpurne Nacht</i>	21
<i>Deiner Alleen herbstlicher Flammenzauber</i>	22
<i>Deine zerfetzten Himmel</i>	23
<i>Hämmernde Hufe</i>	24
<i>Da ist kein Bruder</i>	25
<i>Oh Angst</i>	26
<i>Deine Lider sind aufgerissen</i>	27
Spleen	28
<i>Flimmernder Glanz</i>	29
<i>Die tote Stadt</i>	30
 II. Gedichte aus dem Nachlaß (1942–1971)	 31
<i>Blitze zerfetzen die trunkene Nacht</i>	33
Lied des Li Tai Po in der Weinschänke	34
Lied des Li Tai Po auf der Wanderschaft	35
Lied des Li Tai Po an den Mond	36
Lied des Li Tai Po im Gedenken an die verlorene Heimat	37
Dämmerung	38
Nebel	39
Maria mit dem Kinde	40
Bethlehem	41
Aufbruch ins Feld	42
Poem (aus dem Felde)	43

Falaise Pocket	44
Wang Mang	45
<i>Wie alle Lichter dunkler werden</i>	46
<i>Lieder wollen wiederkehren</i>	47
<i>Nun ist Dein Bild</i>	48
<i>Du bist die Welt</i>	49
<i>Bald taucht auch Deine Stunde in die Flut</i>	50
Träume I	51
Träume II	52
<i>Tauchende Schatten winken</i>	53
<i>Daß diese gläsernen Stunden</i>	54
Deus Absconditus	55
<i>Wenn die Nacht auf die Dächer fällt</i>	56
Psalm 1957	57
Ungewiß	58
Von der Notwendigkeit der Pflastersteine	59
<i>Zuweilen bin ich ein wenig uneins mit Dir – Wort</i>	60

III. „Unser Satz endet mit einem Komma“ –

Gedichte (1955–1967) 61

Bericht	63
Schmetterlinge	68
Sequenzen	72
Epitaph für John Donne	79
Preislied auf das Jahrhundert	80
Hektors Abschied von Andromache	85
Kleine Stadt	86
Tod des großen Pan	91
Versuch zu Träumen	92
Schlummerlieder für unsere Tochter	98
Bewußtsein als Quelle der reinen Freuden	101
Beim Hören des Violinkonzerts von Alban Berg	111
Als man ihm nachsah	112
Die Erde unter der Pflugschar bleibt rissig	113

IV. Aphorismen aus dem Kriegstagebuch 115

V. „Abschied“ (1943/1948)	123
VI. „Bilder“ – Nachdichtung Richard Aldington (1947)	181
Bilder	183
Choricos	185
An eine griechische Statue	188
Argyria	190
In Mitylene	191
Stele	192
Lemuren	193
Hermes, Führer der Toten	194
Der Fluß	195
Schönheit, Du hast mich zu sehr verwundet	196
In dem alten Garten	197
Juniregen	198
Amalfi	199
Bromios (Ein Fries im Vatikan)	200
Bilder	202
Gedanken	204
Sommer	206
Düfte	207
St. Marien, Kensington	208
Hampstead-Heide (Ostermontag 1915)	209
London (Mai 1915)	210
Bilder	211
Unaussprechlicher Schmerz	213
R. V. und ein Anderer	214
Gebet	215
Gefangen	216
Sonnenuntergänge	217
Bilder des Krieges	219
Proem	221
Zweifelhafte Opfer	222
Abschied	223
Knechtschaft	224
Morgendämmerung	226
Der Liebende	227

Zwischenspiel eines Augenblicks	228
Auf dem Marsch	229
Der Faun beklagt sich	230
In den Gräben	231
Ananke	233
Elend	235
Tochter des Zeus	236
Feldwache	237
Der Becher Wein	238
Zerstörtes Haus	240
Ein junger Baum	241
Eine Erdgöttin	242
Taintignies (Belgien)	244
Niederlage	245
Zweifel	248
Das Blut der jungen Männer	250
Epilog	254
Bilder des Verlangens	255
Ein altes Lied	257
Epigramme	258
Ihr Mund	259
Bildnis	260
Schlaf	262
Zurückhaltung	263
Vor der Trennung	264
Lied eines Soldaten	266
Epilog	267
Verbannung	269
Eumeniden	271
Le Maudit	274
An einem Tor am Wegesrand	275
Freiheit	278
Flucht	280
Nachtigall	281
Nachwort	283

VII. Nachdichtungen – schwedische und englische Lyrik 287

Jeder zehnte Mann wird erschossen (Bertil Malmberg)	289
Epilog (Dan Anderson)	290
Returning we hear the larks (Isaac Rosenberg)	291
Futility (Wilfred Owen)	292
An die Dichter (Charles Sorley)	293
Translation (Roy Fuller)	294
Das Totenschiff (D. H. Lawrence)	296
Piano (D. H. Lawrence)	302

VIII. Nachdichtungen – chinesische Lyrik 303

Abschied von dem Geliebten (Su Wu)	305
Nach dem Empfang einer Nachricht vom jüngeren Bruder (Tu-Fu)	307
Schneetreiben (Tu-Fu)	308
Krieg im Süden der großen Mauer (Li-Tai-Po)	309
An einem Frühlingstage im Rausch Lieder singen (Li-Tai-Po)	310
Gedanken in stiller Nacht (Li-Tai-Po)	311
<i>Unendlicher Schmerz</i> (Li-Hou-Chu)	312
Spring-Dream (Tseng-San)	313
Auf einem Schiff, in der Nacht, südlich von Setzschan, Verse schreibend (Tseng-San)	314
<i>In den Parks</i> (Tseng San)	315
Seit der Trennung (Tschang-Tchiu-Ling)	316
Lied des Weinens (Wang-Ling)	317
Am Mongtse (Wang-An-Schi)	318
<i>Webstuhl webt in den Frühlingstag</i> (Su-Tung-Po)	319
Frühlingsnacht (Su-Tung-Po)	320
Zur Nachtstunde mit Empfindungen wachend (Dschu-Hsi)	321
<i>Und die östlichen Winde</i> (verm. Kung-Tsi)	322
Seufzer in der Fremde (Verfasser ignotus)	323
<i>Wenn Dir ein Knabe ward</i> (Altes Lied)	324

IX. Editorische Hinweise 325

X. Inhaltsverzeichnis 337

Heinz-Joachim Heydorn

Werke

Herausgegeben von Irmgard Heydorn, Hartmut Kappner,
Gernot Koneffke, Edgar Weick (Band 9 unter Mitarbeit von
Mirjam Heydorn und Jan Koneffke)

Bildungstheoretische und pädagogische Schriften 1949–1974

- Band 1.* Bildungstheoretische und pädagogische Schriften 1949–1967.
Band 2. Bildungstheoretische und pädagogische Schriften 1967–1970.
Band 3. Über den Widerspruch von Bildung und Herrschaft. 1970.
Band 4. Bildungstheoretische und pädagogische Schriften 1971–1974.

Philosophische Schriften

- Band 5.* Julius Bahnsen. Eine Untersuchung zur Vorgeschichte der modernen Existenz. 1949.
Band 6. Philosophische Schriften 1939–1974.

Politische Schriften

- Band 7.* Politische Schriften 1946–1974.

Vermischte Schriften

- Band 8.* Vermischte Schriften 1942–1974. Biographische Daten. Bibliographie.

Literarische Arbeiten

- Band 9.* Literarische Arbeiten. Gedichte – Nachdichtungen – Prosa – Aphorismen.

